

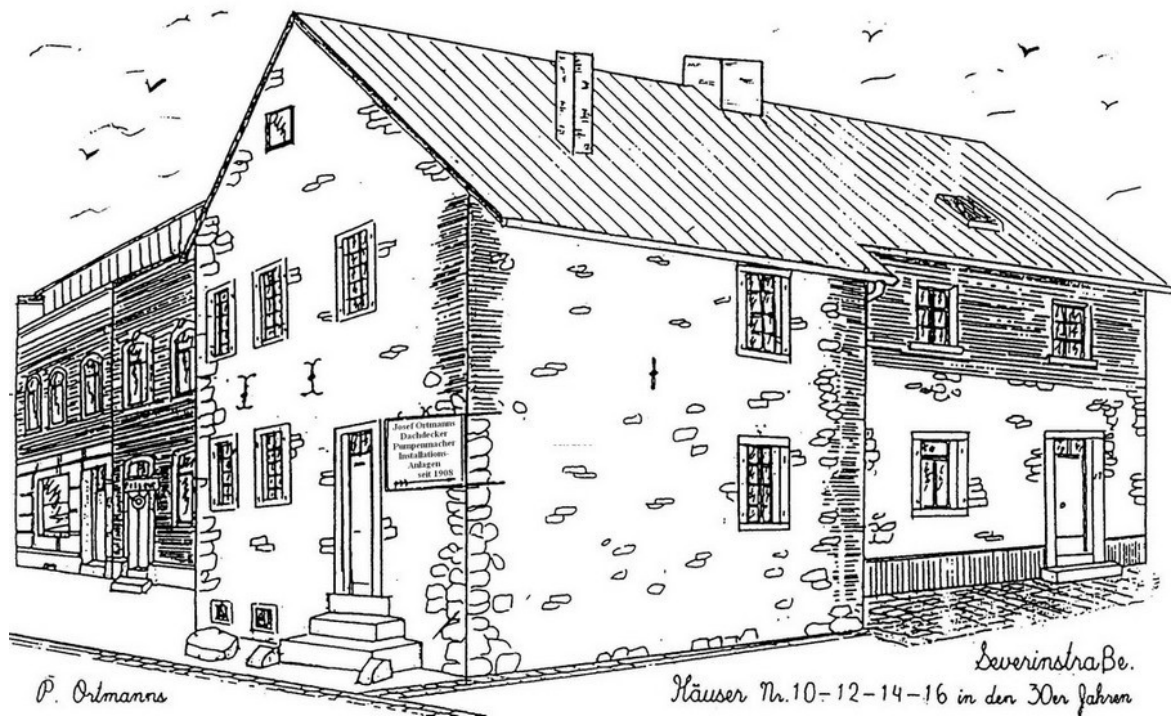
Eine Kindheit in Eilendorf

Von

Peter Ortmanns

Meine Eltern und Geschwister

Mein Vater Josef Ortmanns (1882 - 1940) war im ersten Weltkrieg als Soldat an der Ostfront bei Dünaburg (Russland/Lettland) eingesetzt. Als er 1918 nach Hause kam, war seine Ehefrau Maria Anna geb. Kehren (1880 - 1918) gerade im Alter von 38 Jahren verstorben. Die heimtückische Grippewelle, welche in Deutschland 20000 Todesopfer forderte, hatte sie hinweggerafft. Sie hinterließ 4 Kinder im Alter von 5 bis 15 Jahren, Josef, Gottfried, Wilhelm und Gerhard. Außerdem gehörten ihr verwitweter alter Vater, Wilhelm Josef Kehren (1852 -1922), und ihr unverheirateter Bruder Jakob (1883 - 1924) zum gemeinschaftlichen Haushalt. Alle wohnten im Haus Severinstraße Nr. 12, das dem Vater der Verstorbenen gehörte. Dieses Anwesen war von der Straße aus über einen schmalen Hof zu erreichen.



Auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes wohnten in dem Anwesen Nr. 10 Peter Josef Kloubert (1864 - 1952) und seine Ehefrau Barbara geb. Kreitz (1869 - 1946) (meine späteren Großeltern) mit 8 Kindern, davon 7 Mädchen. Vier Zimmer mussten für die große Familie genügen. Friedrich Wilhelm Schmitz, der von 1892 bis 1932 Organist von St. Severin war, war

der Eigentümer dieses Hauses. Herr Schmitz selbst lebte mit seiner Familie in einer Dienstwohnung auf der anderen Straßenseite.

Sie hatten diese Wohnung nicht zuletzt deshalb bezogen, weil hier ein Brunnen im Keller des Hauses war. Das lästige Wasserschleppen bei Wind und Wetter von der öffentlichen Wasserpumpe neben der Wirtschaft von Joh. Josef Bender (später Reidler) in der heutigen Kirchfeldstraße (Ecke Marienstraße) konnte man sich so ersparen

Das älteste von den 7 Mädchen, Margareta (1893 - 1985, meine spätere Mutter), war zu dieser Zeit 25 Jahre alt. Sie hatte im letzten Jahr des ersten Weltkrieges zwangsverpflichtet in Troisdorf in einer Munitionsfabrik (heute Dynamit Nobel, benannt nach dem Erfinder des Dynamits, Alfred Nobel) gearbeitet. Dort musste sie die ganze Woche über Zündhütchen mit Pulver füllen und zukleben. Die Arbeit war nicht ungefährlich. Es war schon mal eine Holzbaracke auf dem Werkgelände explodiert und in die Luft geflogen. Dabei hatte es mehrere Tote gegeben. Margareta hatte schon immer ein gutmütiges Herz. Auch in der Ferne war sie stets um das Wohl ihrer großen Familie in der Heimat besorgt. Die allgemeine Versorgungslage mit Lebensmitteln war während der Kriegs und der Nachkriegsjahre unzureichend. Sie wusste davon. So sparte sie sich in der Fabrik von der kargen Werksverpflegung auch noch Lebensmittel vom Munde ab, die sie dann am Wochenende, wenn sie nach Hause fuhr, für die hungrigen Mäuler der Geschwister mitbrachte.

Vor dem ersten Weltkrieg musste Margareta als ältestes der Kinder bereits mit 14 Jahren in die Tuchfabrik Brühls in Aachen-Forst arbeiten gehen, um zusätzliches Geld für den kinderreichen Haushalt zu verdienen. Sie wurde dort in der Spinnerei angelernt. Das Geld war knapp in der elterlichen Familie, weil der Vater bei einem Betriebsunfall im Hüttenwerk Rothe Erde ein Bein verloren hatte, und die kinderreiche Familie nun von einer kleinen Unfallrente leben musste. Ein glühender Eisenträger war ihm gegen das Bein gerollt. Bevor Margareta morgens zu Fuß zur Arbeitsstelle ging, besuchte sie um 6 Uhr die Frühmesse in der nahe gelegenen Pfarrkirche St. Severin. Der Meister in der Fabrik, Herr Bock, war Junggeselle und wohnte in Brand. Er war ein freundlicher religiöser Mensch und stets zu Späßen aufgelegt. Während der Arbeit wurden meistens fromme Kirchenlieder gesungen. Eine freundschaftliche Beziehung mit gegenseitigen Hausbesuchen zwischen ihm und seiner früheren Mitarbeiterin bestand auch nach Ende des Beschäftigungsverhältnisses noch viele Jahre lang. Margareta hatte von frühester Jugend an den Wunsch, ins Kloster zu gehen um Nonne

zu werden. Ein mitleidsvolles, aufopferungsvolles, gutmütiges Herz, das durch den kath. Glauben stark geprägt war, hatte sie dazu bewogen. Aber dazu kam es nicht.

Die Arbeit in der Tuchfabrik wurde nach Ende des ersten Weltkrieges wieder schnell aufgenommen, um Geld für die Großfamilie zu verdienen. Einige der mittlerweile aus der Schule entlassenen Schwestern fanden dort ebenfalls Arbeit und gingen nun jeden Morgen mit in die Fabrik. Es war in Arbeiterfamilien üblich, dass die Mädchen Geld verdienen mussten., sobald sie aus der Schule entlassen waren, Nur Jungens durften eine Lehre antreten. Die finanziellen Verhältnisse in der Familie Kloubert verbesserten sich mit jedem aus der Schule entlassenen Mädchen. Meistens fanden sie in der Aachener Textilindustrie Arbeit.

Angesichts der herrschenden Not bei der Familie Ortmanns/Kehren im gegenüberliegenden Haus meinte die Mutter zu Margareta, sie könnte ein noch viel größeres gottgefälliges Werk der Barmherzigkeit und Nächstenliebe vollbringen, wenn sie statt ins Kloster hinüber gehen und dort den Haushalt führen würde. Durch guten Zuspruch der auf der gegenüberliegenden Straßenseite in der Kaplanei wohnenden Geistlichen, Robert Geimer (1918-1931) und Hermann Geraths (1918-1925), die der gleichen Ansicht waren wie die Mutter, ließ sie sich nach anfänglichem Zögern schließlich auch davon überzeugen. Sie begann mit der aufopferungsvollen schweren unermüdlichen Arbeit im Haushalt der Familie Ortmanns/Kehren. Dabei wurde sie aber auch noch lange Zeit von ihren jüngeren Schwestern tatkräftig unterstützt. In freundlicher Nachbarschaftshilfe hatten sie dort schon oft geholfen. Mit den 4 Jungen hatten sie schon lange Freundschaft geschlossen und viel Spaß miteinander gehabt. Um den Haushalt aber richtig führen zu können, besuchte Margareta sonntags morgens in Aachen eine Haushaltsschule (Sonntagsschule). Dort lernte sie kochen und backen. Alle waren glücklich, dass nun wieder eine Frau im Haus war, die nach dem Rechten schaute und sich um einen geregelten Tagesablauf kümmerte.

Mit den 4 Kindern gab es so gut wie keine Schwierigkeiten, man kannte sich ja schon lange durch das Wohnen an dem gemeinsamen Hof. Sie waren froh, nun eine ständige Ersatzmutter im Haus zu haben. Sie hatten Margareta wegen ihrer ausgeprägten Liebenswürdigkeit und Zuneigung schnell in ihr Herz geschlossen und sie auch gleich als Mutter und Vertrauensperson akzeptiert. Schwieriger war es schon, auf die Belange und Eigenarten des alten Hausherrn, Herrn Kehren, einzugehen. So durften die Fußböden in den

Zimmern nach Ansicht des Herrn Kehren nur mit trockenem Sand gereinigt werden. Durch die feuchten Bretter kämen alle Krankheiten ins Haus und würden ihn krank machen. Davon bekäme er Rheuma und der an Asthma kränkelnde Jakob Hustenanfälle. Die ungestrichenen Fußbodenbretter waren vom Sand blank gefegt. Der Sand fiel dann teilweise durch die Spalten zwischen den einzelnen Brettern, die keine Nut und Feder hatten, auf die darunter befindliche Spelderung aus Lehm und Stroh.

Mit elektrischem Licht musste gespart werden. Wenn die Großfamilie bei Anbruch der Dunkelheit sich in der Küche versammelt hatte, wurde zuerst die Petroleumfunzel angezündet und das kleine Türchen vom Herd aufgemacht, damit auch das Herdfeuer den Raum erhellen konnte. Vor dem Herd, der die einzige Heizstelle im Haus war, lag eine an den Ecken abgerundete Zinkblechplatte, die Josef Ortmanns in seiner Werkstatt zurecht geschnitten hatte, um den Holzfußboden vor Verbrennungen durch Funkenflug zu schützen. Im Dämmerlicht der Petroleumlampe wurde dann der Rosenkranz gebetet. Danach durfte dann erst das elektrische Licht eingeschaltet werden. Elektrisches Licht durfte im Keller und auf dem Speicher nicht installiert werden. Bei Bedarf musste man eine Kerze mitnehmen. Hilfsmittel, die die Arbeit in dem großen Haushalt erleichtert hätten, gab es zunächst nicht. Strom war zwar vorhanden, aber es gab zu dieser Zeit keine elektrischen Haushaltgeräte, und deshalb gab es auch keine Steckdosen im Haus. Alles musste mit der Hand gemacht werden. Die schwerste Arbeit war das Waschen der schmutzigen Wäsche. Zu dieser Zeit gab es noch keine Wasserleitung im Ort. Erst ab 1922 wurden nach und nach die Wasserleitungsrohre in den Straßen verlegt. Im Keller des Hauses war zwar ein Brunnen, der aber nur Wasser für den tägliche Bedarf hergab und im Sommer manchmal trocken war. Das Wasser wurde mit Eimern nach oben geholt. Zusätzlich benötigtes Wasser musste mit Eimern von der bereits erwähnten öffentlichen Pumpe geholt werden. An einem hölzernen Eimerträger (genannt Ham), der über die Schultern getragen wurde, hing an jeder Seite ein Wassereimer. Beim Wasserholen halfen auch gelegentlich die älteren Kinder mit. Aber sie hatten mehr Spaß, an der Pumpe sich gegenseitig mit Wasser zu bespritzen als am schnellen Wasserholen. Manchmal blieben sie so lange weg, dass Margareta nicht mehr länger auf das Wasser warten konnte. Sie lief dann schauen, wo sie blieben und trug selber das Wasser nach Hause. Dann wurde aber auch mit Schimpfworten nicht gespart. In einem verzinkten Eisenkessel wurde die Wäsche auf dem Herd gekocht, nachdem sie am Abend vorher mit einem Päckchen Sil eingeweicht worden war. Anschließend wurde jedes Wäschestück auf dem Waschbrett gerubbelt

und besonders schmutzige Stellen mit einer Wurzelbürste und Kernseife nachbehandelt. Danach wurde jedes Wäschestück unter großer Kraftanstrengung von Hand ausgewrungen und zweimal nachgespült. Das bedeutete eine enorme Kraftanstrengung und hohen Wasserbedarf. Das gebrauchte Wasser musste mit Eimern nach draußen zur Gosse (Sief) gebracht werden, denn einen Abfluss im Haus gab es nicht. Je nach Wetterlage wurde die Wäsche draußen oder auf dem Speicher zum Trocknen aufgehängt und anschließend gebügelt. Zwei oder drei schwere gusseiserne Bügeleisen wurden bei starkem Feuer auf der Herdplatte warm gemacht. Damit man sich die Hand an dem heißen Eisengriff nicht verbrannte, nahm man einen selbst gehäkelten Topflappen in die Hand. Im Sommer wurde die nasse Wäsche auf dem Rasen zum Bleichen ausgelegt. Die Wäsche wurde in Bunt- und Kochwäsche aufgeteilt. Die Unter- und Oberwäsche wurde eine Woche lang getragen und nur samstags nach der großen Körperwäsche gewechselt. Das reduzierte die Wäschemenge. Die Körperwäsche fand in einer Schüssel mit warmem Wasser, die auf einem Stuhl in der unbeheizten Abstellkammer stand, statt.

Die Arbeiten in dem großen Haushalt bestanden nicht nur aus Kochen, Backen, Putzen, Nähen, Flicken, und Waschen der Wäsche, sondern es musste auch das Kleinvieh, das in fast allen Haushaltungen zur besseren Versorgung der Familie üblich war, pünktlich versorgt werden. Für das Schwein wurden mit Kleie vermischt Kartoffelschalen in einem Kessel auf dem Herd gekocht. Die jüngeren Kinder mussten Kaninchenfutter an den Wegrändern mit einem Messer stechen gehen. Die Hühner mussten regelmäßig gefüttert und die Ställe gereinigt werden. Den Kindern musste bei den Schulaufgaben geholfen werden.

Josef Ortmanns hatte sich 1908 als Dachdecker und Pumpenmacher selbständig gemacht. Auf dem kleinen Hof hinter dem Haus hatte er neben dem Schweine- und Hühnerstall eine kleine Werkstatt eingerichtet. In den ersten Jahren betrieb er den Betrieb zusammen mit einem Kompagnon, einem Herrn Greven. Da es aber mit diesem Probleme gab, betrieb er nach dem Krieg dann den Betrieb alleine. Als Hilfskräfte setzte er auf die Unterstützung der heranwachsenden Söhne. Sein Schwager Jakob Kehren, der mit seinem Vater als Nadelmacher in der Nadelfabrik Körfer in Eilendorf in der Rödgener Straße arbeitete, machte ihm die Buchführung und schrieb die Angebote und Rechnungen.

Der älteste Sohn Josef (geb. am 12. 04. 1903, im Krieg vermisst, genannt osse Jüp) hatte auch bald die negativen Seiten des Dachdeckerberufes

mitbekommen und wollte deshalb nicht den Beruf des Vaters erlernen. Weil er eine besonders schöne Handschrift hatte, konnte er auf dem Bürgermeisteramt als Schreiber anfangen. Zu dieser Zeit wurden noch viele Ereignisse wie Geburts- Heirats- und Sterbeeintragungen von Hand in Büchern vorgenommen. Dieser Beruf bot aber auf Dauer keine ausreichenden Verdienstmöglichkeiten. Er entschloss sich deshalb doch noch beim Vater das Dachdecker- und Klempnerhandwerk zu erlernen.

Der zweitälteste Sohn Gottfried (22. 09. 1908 – 1938, genannt der Stief, weil er der korpulenteste von den Brüdern war) fing ohne Zögern gleich nach der Schulentlassung mit der Lehre beim Vater an.

Wilhelm (30. 07. 1911 - 25. 08. 1973, genannt osse Will), der drittälteste, wollte einen Beruf erlernen, bei dem er sitzen konnte. Im Steinmetzbetrieb Adam Pütz in Aachen auf dem Adelbertsteinweg erlernte er das Steinmetzhandwerk. Während der Lehrzeit fuhr er mit einem alten Fahrrad dorthin. Von seinem ersten Gesellenlohn kaufte er sich ein neues Fahrrad mit Ballonbereifung, d.h. mit besonders dicken Reifen und elektrischer Beleuchtung mit Dynamo. Im Fahrradgeschäft von Renerken machte er darauf eine kleine Anzahlung und stotterte den Restbetrag mit einer Zahlung von einer Reichsmark wöchentlich ab. Dem Vater war das gar nicht so recht, dass er sich gleich ein so schweres und teures Fahrrad gekauft hatte. Er meinte, ein billigeres hätte es auch getan, da er selber noch mit einem alten Rad mit Karbidlampe fahren musste.

Der jüngste Sohn Gerhard (geb. am 13. 11. 1913, im Krieg vermisst, genannt der Jerret oder de Tonn weil er klein und stämmig war) sah nach Abbruch einer weiterführenden Schule auch bald ein, dass es besser war, beim Vater die Lehre anzufangen. Zu dieser Zeit durfte der Vater auch ohne Meisterprüfung die eigenen Söhne ausbilden. Sie mussten dann aber eine Gesellenprüfung ablegen.

Unser Gerhard war mein Lieblingsbruder. Zu ihm war auch der Altersunterschied am geringsten. Er fand auch die meiste Zeit, um mit uns Kindern zu spielen und an der Teppichstange auf dem Hof hinter dem Haus zu turnen. Auf dem großen Hof vor dem Haus wurde Fußball gespielt. Opa saß dann auf der Bank vor dem Küchenfenster seiner Wohnung, rauchte sein gekrümmtes Pfeifchen und passte auf, dass wir keine Scheiben kaputt traten. Manchmal riskierte er auch trotz Holzbein einen Schuß gegen den Ball, der dann haushoch flog. Wir haben auch so manches von Gerhard gelernt. Er brachte meiner Schwester in der Schwimmhalle in Stolberg das Schwimmen bei. Sein Hobby war Schachspielen in der DJK-Schachabteilung. Bei

Schachturnieren gegen auswärtige Mannschaften brachte er seinen Gegner mit nach Hause, um Kosten zu sparen. Der blieb dann auch zum Mittagessen. Wir Kleinkinder mussten uns dann besonders ruhig verhalten. Er war auch Mitglied in der kath. Marianischen Jünglingskongregation. Sein Leben war religiös geprägt.

Die Schachabteilung spielte im Jugendheim. Als 1933 das NS-Regime an die Macht kam, wurden die Mitglieder, wegen ihrer katholischen Gesinnung, von den Nazis ständig schikaniert. 1935 wurde das Schachspielen im Jugendheim verboten und die Schachabteilung aufgelöst. Man spielte aber heimlich in den Familien weiter. Da die Eilendorfer Schachabteilung aber seit 1933 Mitglied in dem "Großdeutschen Schachbund" war, konnten die Nazis die Schachabteilung nicht verbieten. Unter einem neuen Namen spielten sie dann im Restaurant "zur Post". Mit Beginn des Krieges kam der Spielbetrieb durch die vielen Einberufungen bald zum Erliegen.

Anfang 1940 wurde Gerhard zur Wehrmacht eingezogen. Er kam nach Detmold und später nach Warschau. Vater verlor die einzige Arbeitskraft. Am 25. 07. 1944 heiratete er Johanna Kofferat. Dafür bekam er Heiratsurlaub von der Truppe. Nach dem Krieg blieb er an der Ostfront vermisst.

Nachdem in Eilendorf die Wasserleitung in den Straßen verlegt worden war, schien der Broterwerb mit dem Pumpenbau und den Reparaturen vorbei zu sein. Deshalb begann Josef Ortmanns mit der Installation von Wasserleitungen in den Häusern. Der Name des Betriebes wurde nun umbenannt in "Dachdecker- und Instalationsgeschäft". Das Geschäft lief zunächst nur schleppend an, da viele Haushaltungen nicht nur aus finanziellen Gründen sondern auch, weil sie der Meinung waren, das Brunnenwasser schmeckte besser, auf eine Installation verzichteten. Zuerst wurde natürlich die Wasserleitung im eigenen Haus installiert. In der Küche neben dem Herd wurde ein Becken aufgehängt, das auch einen Abfluss nach draußen in die Gosse (Sief) hatte. Später wurde dann auch auf der Etage ein Waschbecken und eine Badewanne mit Kohlebadeofen installiert. Danach wurde auch bald eine hölzerne Bottichwaschmaschine mit Wasserkraftantrieb und einer angeschraubten Wringe angeschafft. Sie stand in der Abstellkammer neben der Küche. Durch die enge Kellertür wäre sie nicht hindurch gegangen und es war auch kein Wasserabfluss im Keller vorhanden. Der zusätzliche Wasserverbrauch spielte keine Rolle, da nur eine monatliche Pauschale zu bezahlen war. Nur Gewerbebetriebe mit großem Wasserverbrauch erhielten eine Wasseruhr, die monatlich vom Wasserwerk in Brand abgelesen wurde. Die Waschmaschine brachte für die Hausfrau eine

große Arbeitserleichterung. Doch die Wäsche musste nach wie vor immer noch in einem Kessel auf dem Herd gekocht werden und dann in einer Schüssel in die Maschine gebracht werden. Nach dem Waschgang musste das Waschwasser zum Becken in der Küche gebracht und ausgeschüttet werden. Das war ein ständiges Hin- und Herlaufen.

Es gab auch immer häufiger Ärger mit dem Kleinvieh. Die Hühner kamen mit dem Teer in den offenstehenden Kübeln in Berührung und mussten sauber gemacht werden. Es wurde auch bald Platz für den Bau eines Schuppens benötigt. Dieser sollte zur Lagerung von Material und Leitern sowie zur Unterstellung von Handwagen, Stoßkarre und Fahrrädern dienen. Durch die Installation von immer mehr Wasserleitungen besserte sich unsere finanzielle Lage allmählich. Zunächst wurden Wasserleitungen in den Häusern angelegt, die keinen eigenen Brunnen hatten. Daher konnten wir nun auf die Haltung von Kleinvieh verzichten. Das brachte eine weitere erhebliche Arbeitserleichterung für die Hausfrau.

Der alte Herr Kehren dachte auch bei Zeiten über die Zukunft seines Hauses nach. 1920, zwei Jahre vor seinem Tod, vermachte er das Haus seinem Schwiegersohn Josef Ortmanns und den 4 unmündigen Kindern.

Nach etwa 5 Jahren Tätigkeit der Margareta als Haushälterin in diesem schweren Haushalt hatten sich doch einige Arbeitserleichterungen ergeben und erträgliche Verhältnisse bei der Familie Ortmanns eingestellt. Die Kinder waren aus dem Größten heraus gewachsen. Der Älteste war schon 20 Jahre alt. Der Arbeit war längst nicht mehr so viel wie in den ersten Jahren. Alle hatten sich aneinander gewöhnt und hatten zu einer Familie zusammen gefunden. Dann beschlossen Josef Ortmanns und die langjährige Haushälterin Margareta Kloubert, am 4. April 1923 zu heiraten. Damit übernahm Margareta auch die sogenannte "kaufmännische Leitung" des Betriebes. Jakob Kehren hatte sie schnell eingewiesen, und sie machte nun die gesamte Buchführung. Sie schrieb die Angebote und Rechnungen, kalkulierte die Preise, kassierte und verteilte die Gelder, machte Termine, kümmerte sich um Materialbestellungen und regelte die Steuer. Für die noch schulpflichtigen Jungen musste sie die Schulaufgaben überwachen und manchmal dabei helfen.

„Wenn ich heirate, dann will ich auch Kinder haben“, das hatte Margareta schon vor der Ehe gesagt. Nach 4 jähriger Ehe der beiden kam ich am 14. Juni 1927 als erstes Kind zur Welt. Damit wurde es in dem Haus wieder eng, unruhig und ungemütlich. Der älteste Sohn Josef hielt es dann nicht mehr lange zu Hause aus und heiratete am 5. Mai 1928 Gertrud Frings.

Die beiden suchten sich in Verlautenheide eine 2-Zimmer-Erdgeschoßwohnung, und er machte sich als Dachdecker und Bauklempner mit einer kleinen Werkstatt, die vor dem Haus lag, selbständig. Der Vater verlor einen tüchtigen Gesellen und der Eilendorfer Kirchenchor von St. Severin eine sonore Bassstimme. 1930 wurde ihr Sohn Josef geboren. Nun hatten wir 3 Personen mit dem gleichem Vornamen Josef in der Familie. Bruder Josef wurde gleich zu Beginn des 2. Weltkrieges 1939 zur Wehrmacht eingezogen. Als Handwerker kam er in eine Baukompanie im Bereich des Westwalls in Daun in der Eifel. Nach dem Frankreichfeldzug kam er zum Bau des Atlantikwalls nach Cherbourg. Sein Sohn wollte auch Dachdecker werden, um mit seinem Vater nach dessen Heimkehr aus dem Krieg den Betrieb weiterzuführen. Doch daraus wurde nichts. Der Sohn verstarb 1945 an einer Blinddarmentzündung, und sein Vater wurde an der Ostfront vermisst.

Das zweite Kind meiner Mutter wurde am 8. Juli 1928 geboren und auf den Namen Johann (genannt et Hänsje) getauft. Es war zum Leidwesen meines Vaters, der endlich mal auf ein Mädchen gehofft hatte, der sechste Junge. Das Hänsjen wurde aber nur ein Jahr alt und starb an Krupp (Erstickungstod).

Meine Schwester Barbara (genannt Betti oder et Kinn) wurde am 5. Februar 1930 als letztes Kind geboren. Zur Freude der Eltern war es nun endlich ein Mädchen .

Unser Gottfried hielt es dennoch, trotz viel Geschrei von uns beiden Kleinkindern, bis 1933 noch in der Familie aus. Bei Dacharbeiten an der Schule Nirmer Straße (im Volksmund Baracken-Akademie) rutschte er vom Dach und konnte sich glücklicherweise noch an der Dachrinne festhalten. Es gelang dann Vater, ihn wieder hochzuziehen. Der Schreck saß bei beiden noch tief und lange in den Knochen. Er konnte anschließend nach Hause gehen.

Gemeinsam mit dem Vater war er bis 1933 Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr in Eilendorf. Vater war Steiger und Gottfried war in der Spritzenabteilung. Es war Ehrensache für Dachdecker, bei der Feuerwehr zu sein. Die Einsatzkleidung, ein dicker hellgrauer Drillanzug, ein breiter Sicherheitsgurt mit Karabinerhaken und ein Schutzhelm mit Nackenleder, hing für beide stets griffbereit in einem Spind unter der Speichertreppe neben den Schlafräumen. Wir Kinder hatten einen Heidenspaß, wenn wir uns manchmal den viel zu großen Schutzhelm über den Kopf stülpten und damit durch das Haus rannten. Mit besonderer Spannung besuchten wir mit der

Mutter die alljährlichen Vorführungen der Feuerwehr am Gerätehaus auf dem Schulhof an der Nirmer Straße. Dabei hatten wir doch jedes Mal Angst um unseren Vater, wenn wir ihn nach den lauten über den Schulhof schallenden Kommandos des Wehrleiters am Übungsgerüst die Steigleiter von Etage zu Etage hochklettern sahen. An dem Gerüst wurden nach jedem Einsatz die Schläuche zum Trocknen aufgehängt. Die Übung wurde für uns Kinder erst interessant, wenn der offene Mannschaftswagen mit laut bimmelnder Glocke auf den Schulhof fuhr. Die Männer, die auf den Trittbrettern standen, sprangen vom Fahrzeug ab, machten eine stramme Meldung beim Einsatzleiter und begannen den Schlauch von der Schlauchkarre abzuwickeln. Der Schlauch wurde dann an die von 4 Männern betätigte Wasserpumpe angeschlossen. Mit Hilfe einer langen Wippe, welche die Männer rauf und runter bewegten, wurde die Pumpe betätigt. Andere Männer rollten eine von Hand ausfahrbare lange Leiter in Stellung. Nach dem Verlegen einiger Schläuche wurden die Strahlrohre aufgesetzt, und nach dem Kommando „Wasser marsch“ wurde dann auch noch für kurze Zeit Wasser über das Dach der Schule gespritzt.

Als die Nazis 1933 an die Regierung kamen, nahmen sie auch bald Einfluss auf die Vereine. Das gefiel manchen langgedienten Mitgliedern nicht. Der gesamte Vorstand der Freiwilligen Feuerwehr trat zurück. Neue regimiefreundliche Leute kamen an die Spitze. Drei Mitglieder wurden ausgeschlossen und weitere 7 traten freiwillig aus der Wehr aus. Darunter war auch unser Vater. Über die Gründe wurde in unserem Haus nie gesprochen. Es hatte wohl politische Gründe.

Unser Gottfried ging samstags und sonntags gerne mit seinem Freund Michel Miesere in Stolberg aus. Hierbei lernte er die Barbara Münsch aus Breinig kennen. Sie wohnte dort in der damaligen Lehmkaulstraße, wo ihr Vater eine Schreinerwerkstatt hatte. Bald hatte auch Gottfried die Nase voll von uns kleinen Schreihälsen. Er verließ das elterliche Haus und heiratete 1933 in Breinig die Barbera. Auch er machte sich dort als Dachdecker und Bauklempner selbständig. Ihr Sohn Walter wurde 1934 geboren. Doch das Eheglück sollte nicht lange dauern 1938 verstarb Gottfried nach einjähriger Herzkrankheit.

In der Familie war es ohne Widerspruch so geregelt, dass die Kinder, die beim Vater beschäftigt waren, keinen Lohn erhielten. Sie bekamen lediglich 5,- RM Taschengeld (Sonntagsgeld) am Samstag ausgehändigt. Die Mutter sparte eisern für sie. Dafür bekamen sie bei der Heirat die Möbel (Küche und Schlafzimmer) gekauft und eine Starthilfe für den Beruf. Die 3 Betriebe

halfen sich bei größeren Aufträgen gegenseitig aus. Hatte einer einen Auftrag erhalten, z.B. einen Neubau mit Dachziegel eindecken oder einen Hausgiebel mit Platten verkleiden, bewältigte man die Arbeit gemeinsam. Auch konnte es vorkommen, dass einer keinen Auftrag hatte, dann konnte er den anderen helfen. Unser Willi, der nicht im elterlichen Betrieb beschäftigt war, musste von seinem Lohn 20.- RM je Woche als Kostgeld für Verpflegung und Waschen der Wäsche abgeben. Für die Kleidung musste er selber aufkommen. In der Zeit nach Allerheiligen waren Denkmäler nicht mehr gefragt und die meisten Steinmetze wurden arbeitslos. Dann half auch Willi im elterlichen Betrieb mit.

Unser Willi war während seiner Schulzeit mit Begeisterung Messdiener. Die Begeisterung ging soweit, dass er auch zu Hause am Sonntagmorgen den Priester nachahmen und eine Messe lesen wollte. Dabei wurde er von der frommen Mutter, die das Spiel begeistert mitmachte, in allen Belangen tatkräftig unterstützt. Als Messwein diente wenig süßer Samos-Wein, den Mutter immer im Schlafzimmer stehen hatte, weil sie glaubte, nach einem Gläschen Wein könnte sie besser einschlafen. Ungesegnete Hostien, die Willi aus der Sakristei geschmuggelt und mit nach Hause gebracht hatte, mussten natürlich auch dabei sein. Mutter hatte ihm aus einem alten Bettuch ein Gewand mit einem roten Kreuz drauf genäht. In dem Spind unter der Speichertreppe war die Sakristei. Mit roter Farbe hatte er auf die Tür ein Kreuz gemalt, das noch 1960 beim Abbruch des Vorderhauses dort zu sehen war. Keiner hatte es bis dahin gewagt, das Kreuz zu überstreichen. Die Farbe hatte er wohl ein bisschen zu dick aufgetragen, denn sie war in einem Streifen herunter gelaufen. Einen Tisch, Blumen und einen Kerzenleuchter besorgte die Mutter. Nun fehlten die Kirchenbesucher. Mutter mobilisierte ihre jüngeren Schwestern aus dem Nachbarhaus. Alle kamen, auch die Oma, und sie machten voller Ernst und ehrfürchtig dieses Spiel mit. Sie sangen Lieder, beteten und ließen sich die ungesegneten Hostien auf die Zunge legen.

Unser Willi war auch in Kinderlandverschickung gefahren. In dem kleinen Dorf Kronenburg in der Eifel war er bei einer alleinstehenden Frau untergebracht. Das gefiel ihm aber nicht, obwohl die Frau nett zu ihm war. Kurzerhand schrieb er eine Karte nach Hause mit dem Wortlaut: „Lieber Vater kaufe Dir ein Fahrrad und komm mich holen“. Doch daraus wurde nichts. Willi wurde 1943 zur Wehrmacht eingezogen und im August 1945 aus englischer Gefangenschaft entlassen. Er hatte es am längsten in der Familie ausgehalten. Am 12. 02. 1947 heiratete er Josefina Sprung. 1949 wurde die Tochter Marita geboren. Willi verstarb 1973 an einem Herzinfarkt.

Leben in der Familie.

Meine jüngere Schwester und ich wuchsen unter den Großen unproblematisch auf. Sie verwöhnten und hänselten uns und kommandierten uns herum. Oft wurden wir als zu laut und lästig empfunden, doch wir waren immer geliebt und akzeptiert. Und waren die Großen mit uns mal zu streng, fanden wir an der Schürze der Mutter oder bei der Oma, die auf der anderen Seite des Hofes wohnte, immer tröstenden Zuspruch.

Zum Frühstück und Mittagessen versammelte sich die Familie um den großen Tisch in der Küche, der vor dem Fenster stand. Wir Kleinkinder und Gerhard mussten auf der langen Holzbank mit Rücken- und Seitenlehne, die unter dem Fenster stand, Platz nehmen. Vater saß an der rechten Seite. Mutter und Willi, wenn er denn zu Hause war, saßen vor dem Tisch. Werktags bekamen wir morgens Brötchen (3 Stück für 10 Rpf.) vom Bäcker Hansen in der Nirmer Straße. Sein Geselle Leo Koch (Sohn vom Bauern Koch in der Steinstraße) brachte sie ofenfrisch zu jeder Jahreszeit und bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad, auf dem ein großer Korb an der Lenkstange befestigt war, pünktlich ins Haus.

Willi verließ werktags als Erster das Haus, weil er pünktlich auf seiner Arbeitsstelle in Aachen sein musste. Mutter hatte ihm einige Butterbrote in Zeitungspapier eingepackt. Sein Mittagessen erhielt er dann, wenn er von der Arbeit zurückkam, nachgereicht. Da Vater meistens im Ort oder in der Werkstatt arbeitete, konnte die Familie das Mittagessen gemeinsam einnehmen. Abends gab es nur belegte doppelte Butterbrote, Schwarz- u. Weißbrot aufeinander. Beim Metzger Peter Gülpen auf der anderen Seite der Straße musste ich die Wurst holen und nebenan beim Bäcker Wilhelm Kummer in einer kleinen Emailleschüssel die Vierfruchtarmelade, die er aus einem großen Blecheimer, der unter der Theke stand, schöpfte.

Nachdem wir morgens alle aufgestanden waren und uns, einer nach dem andern, an dem Waschbecken in der Küche gewaschen hatten, unsere Schuhe und Kleider anzogen hatten, begann Mutter mit uns laut das Morgengebet zu beten.

„Alles meinem Gott zu Ehren,
in der Arbeit, in der Ruh!
Gottes Lob und Ehr zu mehren,
ich verlang und alles tu.
Meinem Gott allein will geben
Leib und Seel, mein ganzes Leben;
gib oh Jesu Gnad dazu. Amen“
„Heiliger Schutzengel mein,
lass mich dir anbefohlen sein.
In allen Nöten steh mir bei
und halte mich von Sünden frei.
An diesem Tag, ich bitte dich,
erleucht, regier, beschütze mich.
Amen“

So verließ keiner das Haus ohne Morgengebet. Beim Verlassen des Hauses rief sie uns noch nach: „Vergesst nicht, euch Weihwasser zu nehmen“. Das Weihwasser befand sich in einem kleinen Töpfchen, das mit einem gesegnetem Palmzweig neben der Ausgangstür hing.

Zu meiner Kindergartenzeit bekam ich ein Butterbrot zum Mitnehmen in einer bunten ovalen Blechdose, die an einer um den Hals gelegten dicken Kordel hing. Zum Kindergarten (kath. Kindergarten der Pfarre St. Severin) im Jugendheim in der Marienstraße ging ich nicht gerne. Mutter musste mich dann auch bald wieder abmelden.

Die Fast- und Abstinenztage wurden von Mutter peinlich genau beim Essen eingehalten. So gab es freitags grundsätzlich kein Fleisch zu essen. Entweder gab es Bratfisch mit Salzkartoffeln, Pellkartoffeln mit selbst eingelegten Heringen oder Rollmöpfe, dazu Salz und einen Stich gute Butter, oder Eierkuchen, natürlich ohne Speck, dazu Salzkartoffel, oder Himmel und Erde (Äpfel mit Kartoffeln untereinander), dazu gab es dicke in der Pfanne gebratene Blutwurstscheiben mit viel Zwiebelringen garniert, wobei es immer strittig war, ob Blutwurst auch Fleisch sei. Die Zwiebeln mochte ich nicht und schob sie gleich an den Tellerrand. Besonders freuten wir uns, wenn Mutter aus dicken Kartoffeln Reibekuchen mit leckerem Apfelkompott gemacht hatte. Manchmal gab es auch eine dicke Eintopfsuppe mit Pfannekögelchen oder Salzkartoffel und für jeden einen Brathering. Die Bratheringe musste ich nebenan beim Bäcker Kummer holen, der sie aus einer großen Blechdose, die auf der Theke stand, entnahm. Die Kartoffeln

und der Eintopf wurden stets in einem großen schwarzen Gusseisenkessel mit Henkel gekocht, der genau in den größten Herdring passte. Werktags gab es zum Mittagessen keine Getränke. Für den Sonntag bekamen wir vom Bier-Kloubert in der Franzstraße (heute Severinstraße) jeden Samstag 2 Flaschen helles Bier und 2 Flaschen Limonade gebracht. Das wurde nur deshalb gekauft, weil er zur Kundschaft des Vaters gehörte und er ihm auch entgegen kommen wollte. Vater trank dann sonntags eine Flasche Bier zum Mittagessen und eine zum Abendbrot. Das Bier kam dann in einen bunt verzierten Keramikkrug mit Zinndeckel. Dann wurde der Krug mit dem Bier auf der Herdplatte warm gemacht. Dazu gab es Limburger Käsebrod mit scharfem Senf. Das war das einzige Sonntagsvergnügen, worauf Vater sich besonders freute. Die Limonade durften die großen und kleinen Kinder trinken. Vor und nach dem Mittagessen wurde gebetet.

Alle Augen warten auf dich oh Herr.
Du gibst uns die Speise zur rechten Zeit,
tust Deine milde Hand auf und erfüllst
alles mit Deinem Segen“.

Danach folgte noch ein “Vater unser“ und ein “Gegrübet seist du Maria“ gebetet. Nach dem Essen wurde wieder gebetet

„Wir danken Dir Herr Jesu Christ
für alles, was du uns gegeben hast“.

Dann folgte wieder ein “Vater unser“ und ein “Gegrübet seist du Maria“ und für die Verstorbenen noch ein “Vater unser“ und ein “Gegrübet seist du Maria“. Nach diesem langen Schlussgebet hielten wir Kinder es nicht mehr länger aus, bis wir von der Bank unter den Tisch gekrochen waren, um auf dem Hof oder auf der Straße spielen zu können. Während des Essens durften wir Kinder nicht reden. Was das Essen anbelangte, hatte Mutter mit der Familie keine Schwierigkeiten. Es wurde widerspruchslos alles gegessen, was auf den Tisch kam. Wenn Regenwetter war, kamen die Männer mit nassen Jacken nach Hause. Während der Mittagspause versucht Mutter, die Jacken am Herd zu trocknen. Doch in der Kürze der Zeit gelang das meistens nicht, und so gingen sie wieder mit halbtrockenen Kleidern auf die Baustelle.

Tischdecken hatten wir keine. Teller und Tassen standen auf dem mit Linoleum überzogenen Tisch. Auf unnötige Porzellanteller und Schüssel wurde verzichtet. Untertassen gab es nicht. Wir Kleinkinder hatten zum Kaffeetrinken einen Emaillebecher. Es gab auch keine besonderen Suppenteller. Das Essen kam in den gleichen Teller. Mutter machte für jeden den Teller am Herd zurecht und brachte ihn auf den Tisch. Sonntags gab es nach dem Essen noch einen Vanille- oder Schokoladenpudding. Der steife Pudding wurde aus der Form gestürzt und mit einem Messer in dicke Stücke geschnitten. Die Teller wurden dann einfach umgedreht, und der Pudding wurde vom Tellerboden gegessen. Mutter hatte dadurch weniger zu spülen. Betti und ich waren immer zuerst fertig mit Essen und drehten gleich den Teller um. Ungeduldig saßen wir davor und konnten es kaum erwarten, bis die leckere süße Nachspeise auf den Teller kam.

In der Mittagspause rauchte Vater meistens noch eine Pfeife mit Strangtabak. Manchmal bekam ich in dieser Zeit die Haare geschnitten (Pony) War die Tabakdose leer, so wurden mit dem Hackmesser, das auf einem dicken Holzklötzchen befestigt war, von einem gerollten Tabakstrang mit starker Hand kleine Scheiben abgeschnitten. Ich durfte zuschauen und den Tabak dann zwischen den Händen zerreiben und damit die Tabakdose füllen. Damit der Tabak auch die richtige Feuchte behielt, kam immer ein Stück Kartoffelschale mit in die Dose. Vater hatte auch eine Meerschaumpfeife, die er nur sonntagabends benutzte. Nach öfterem Gebrauch sollte auf dem Pfeifenkopf allmählich ein Bild erscheinen. So wurde nach jedem Gebrauch gerätselt, was das Bild nun darstellen soll. Bei dem Beruf des Dachdeckers war es nicht möglich, während der schweren Arbeit zu rauchen. Vater kaute deshalb tagsüber Kautabak. Oft musste ich ihm bei Gehlen gegenüber ein Blechdöschen mit mittleren Kautabak (medele Schick) für 15 Pfennige holen. Das tat ich gerne, denn dabei bekam ich dann von der Katharina (de Tring) Gehlen noch ein Bonbon geschenkt.

Vater ließ es sich nicht nehmen, an jedem Sonntagmorgen für das Frühstück zu sorgen. Mutter konnte dann mal etwas länger schlafen. Dann machte er uns in der Bratpfanne auf dem Herd entweder Speck mit Ei und viel Zwiebeln oder in Fett gebratene dicke Blutwurstscheiben. Manchmal ging er auch auf den Speicher und holte einen der dicken geräucherten Schweineschinken, die dort an einen Balken in Leinensäckchen zum Trocknen aufhingen, herunter. Dann wurden davon einige dünne Scheiben mit dem langen scharfen Brotmesser abgeschnitten. Nachdem wir kein eigenes Schwein mehr hatten, kam der Schinken und verschiedene selbstgemachte Wurstsorten von unserem Gottfried aus Breinig, der mehrere

Schweine groß zog.. Onkel Edi (Ipers), der mit seinem Lastwagen am Westwall fuhr, holte uns das Fleisch in einem Holzbottich nach Hause. Ein anderes Privileg des Vaters war es, Heringe einzulegen und Rollmöpfe zu machen. Das konnte keiner in der ganzen Verwandtschaft besser als er. Die Heringe wurden von Herrn Kehren aus der Stapperstraße, der mit einem Wägelchen mit einem Heringsfass drauf von Tür zu Tür zog, gekauft. 20 Stück für eine Mark. Die Heringe wurden am Bauch aufgeschnitten, Rogen (Fischeier) und Milchner vorsichtig rausgenommen und das Innere ausgeschabt, aber Kopf und Gräten blieben dran. Anschließend ließ man die Heringe über Nacht wässern. Am nächsten Tag wurden sie in einer große emaillierten rechteckige Heringsschüssel mit Essig, Senfkörner, Lorbeerblättern, in Scheiben geschnittenen Mohrrüben und einer Soße aus den Milchnern eingelegt. Dann ließ man sie einige Tage ruhen, bevor sie gegessen wurden. Wenn Vater Rollmöpfe machen wollte, durfte ich vorher die Holzstäbchen aus Brennholzstücken, die zum Trocknen im Backofen lagen, mit einem scharfen Messer schnitzen und beidseitig anspitzen.

Für den Sonntagnachmittagskaffee wollte Mutter uns immer etwas Besonderes bieten. Sie wollte uns zeigen, dass sie außer Kochen auch noch einiges Andere in der Sonntagsschule gelernt hatte. Am Freitagnachmittag wurde meistens ein Kuchen gebacken. Entweder ein Rodon mit oder ohne Rosinen oder einen Marmorkuchen. Auch wurde mit Apfelscheiben und Streusel belegter Kuchen gemacht. Manchmal gab es auch einen Buttercremekuchen, der innen mit Marmelade gefüllt war. Sobald die Mutter die Zutaten für den Kuchen, Mehl, Zucker, Butter, ein paar Eier, Backpulver und Milch auf den Küchentisch brachte, um in einer Emailleschüssel (Schottel) mit einem Holzlöffel den Teig zu rühren, eilten meine Schwester und ich herbei um zuzuschauen. Schnell kletterten wir auf die Holzbank und knieten vor dem Tisch, auf dem die Schüssel stand, und schauten zu, wie Mutter den Teig rührte. Noch bevor der Teig richtig fertig war, hingen wir beide schon mit einem Finger in der Schüssel, um den leckeren süßen Teig zu schlecken. Wir hörten erst auf damit, wenn Mutter sagte: „Nun ist es aber genug, sonst hab ich nachher zu wenig Teig für den Kuchen“.

Mit dem Backen hatte Mutter nur selten Glück. Entweder war der Kuchen verbrannt, nicht durchgebacken (knätchig) oder eingefallen. Sie war jedes Mal unglücklich und verzweifelt, wenn der Kuchen nicht gut gelungen war. Zum Glück machten meine älteren Brüder und der Vater sich nichts daraus. Sie trösteten Mutter und meinten, dass nächste Mal würde es bestimmt besser gelingen. Wir haben sie nie mutlos gemacht und freuten uns stets auf den nächsten Sonntagnachmittagskuchen. Das schlecht Genießbare

wurde abgeschnitten, und das was übrig blieb, ließ man sich trotzdem gut schmecken. Der Sonntagsfreude tat es keinen Abbruch. Es musste wohl an dem alten Herd gelegen haben, dass die Kuchen nicht so recht gelingen wollten. Mal war es zu wenig Oberhitze, mal zu wenig Unterhitze, mal war das Feuer zu stark, mal war es zu schwach, mal waren die beiden Flügeltürchen vom Backofen zu schnell aufgemacht worden, dadurch hatte sich der Kuchen “erschreckt“ und war eingefallen. Mal war angeblich der Teig zu weich, mal zu steif gewesen. Von ihren Schwestern erhielt Mutter nach dem Misslingen immer wieder neue gutgemeinte Ratschläge, aber beim nächsten Mal ging wieder alles schief. Um die Unterhitze zu verstärken, wurde ein glühender Brikett in den Raum zwischen Herdboden und Backofen eingelegt. Doch alle Bemühungen hatten nur mäßigen Erfolg. Das Backen von Pflaumen- und Apfelküchelchen in der Pfanne auf dem Herd, Plätzchen und Makrönchen aus Haferflocken oder geraspelter Kokosnuß mit Zucker vermennt gelangen ihr schon besser. Die Küchelchen wurden anschließend mit Rüben- oder Apfelkraut (Seem) bestrichen. Am schnellsten und problemlosesten war die Herstellung von “Armer Ritter“ (arme Leute Essen). Es waren Weißbrotschnitten in geschlagene Eier getaucht und in der Pfanne kurz mit Butter gebraten und dann mit Zucker bestreut. Zur Weihnachtszeit aß man zum Kaffee auch Kräuterprinten auf Schwarzbrotschnitten gelegt. Manchmal wurden aus Zucker, der in der Pfanne erhitzt geschmolzen wurde Karamellklümpchen hergestellt. Egal was Mutter an süßen Sachen machte, wir Kinder, gleich ob groß oder klein, waren stets zum Zuschauen und Naschen dabei und freuten uns auf die leckeren süßen Sachen.

In der Karnevalszeit wurden auch verschiedene Arten von Puffeln gebacken, z.B. Stricke, Plättchen und “Berliner“. Die wurden aus Hefeteig gemacht, der einige Stunden vor der Bearbeitung mit einem Handtuch zugedeckt neben dem warmen Herd ruhen musste. Hierbei durften wir Kinder tatkräftig mithelfen, was für uns eine besonders große Freude war. Aber auch die älteren Brüder wollten nicht abseits stehen. Ungeduldig warteten wir bis der Teig aufgegangen war, damit wir endlich mit der Zubereitung der Puffeln beginnen konnten. Es wurde von dem großen Klumpen Teig jeweils ein kleines Stück abgenommen, zwischen den Händen zu einer Wurst gerollt und dann zu einem Strick gebunden. Bei der Herstellung der “Berliner“ wurde erst der Teig auf dem mit Mehl bestreuten Tisch mit einer Holzrolle (Nudelrolle) dünn ausgerollt. Wir Kinder durften dann mit einem Weinglas runde Plättchen ausstechen. Auf jedes Plättchen kam dann ein Löffelchen Aprikosenmarmelade, und dann wurde es mit einem anderen Plättchen zugedeckt. Damit die beiden Plättchen aber aufeinander kleben blieben,

wurde der Rand vorher mit Eiweiß eingepinselt. Anschließend wurden die Puffeln in heißem Fett braun gebacken und danach mit Puderzucker bestreut. Die "Berliner" waren zwar nicht so schön dick rund wie die vom Bäcker, schmeckten aber genauso gut. Wir hatten alle keine Ruhe, bis wir den ersten Puffel essen konnten. Weil sie zu heiß waren, mussten sie aber zuerst abkühlen. Damit das schneller ging, wurden sie in einer Aluminiumschüssel außen auf die Fensterbank gestellt. Unser Nachbar Christian Hahnengreß hatte schon darauf gewartet. Er hatte durch das offene Fenster schon gerochen, was sich bei Ortmanns tat. Aus Spaß nahm er im Vorbeigehen unbemerkt die Schüssel von der Fensterbank und verschwand für eine Weile damit. Nach Überlassung einiger Puffeln gab er uns dann die Schüssel wieder zurück.

Wenn Besuch kam oder zu hohen Festtagen riskierte Mutter es gar nicht, selber den Kuchen zu backen. „Es sollte mal wieder daneben gehen, dann stehen wir ohne Kuchen da“, meinte sie. Dann ließ man beim Bäcker Wilhelm Kummer nebenan leckere 'Spießtaut' mit Riemchen kreuzweise darüber gelegt backen. Spieß aus verschiedenen Obstsorten wurde vorher selbst gekocht und rüber getragen. Besonders beliebt in unserer Familie war der Birnenfladen aus den getrockneten Birnen, die in einer Holztruhe auf dem Speicher aufbewahrt wurden.

Eine besondere nicht alltägliche kulinarische Freude konnte Mutter uns bereiten, wenn sie Äpfel im Schlafrock (Kallemohl) backen ließ. Sie suchte für jeden einen schönen dicken Apfel aus, die ich dann zum Bäcker Gürzenich in der Franzstraße (heute Geschäft Hecker, Severinstraße) brachte. Der Bäcker umwickelte die Äpfel dann mit einem ausgerollten süßen Teig und backte sie im Backofen. Anschließend wurden sie mit Puderzucker bestreut.

Zu Kaffee und Kuchen waren die auswärts wohnenden Brüder Josef und Gottfried mit ihren Familien jeweils zur Sommer- und zur Herbstkirmes in Eilendorf eingeladen. Umgekehrt besuchten wir sie auch zu den Kirmesfesten in Verlautenheide und in Breinig. Diese Besuche waren in der Familie zur Tradition geworden. Wenn Besuch kam, wurde eine Wachstuchschdecke auf den Küchentisch gelegt. Wenn die Familien dann nach Hause gingen, bekam jede noch einen Schuhkarton voll Fladen und Kuchen mit auf den Weg. Nach Verlautenheide gingen wir den Quix hinauf zu Fuß hin und zurück. Nach Breinig fuhren wir mit dem Zug. In Stolberg mussten wir umsteigen. Bis zur Abfahrt des weiter führenden Zuges dauerte es noch eine halbe Stunde. In dieser Zeit durften wir uns an einen großen roten

Standautomaten im Bahnhofgebäude Süßigkeiten ziehen. Meine Schwester Betti nahm immer Schokolade und ich nahm gebrannte Mandeln, die mit einem roten Zuckerguss überzogen waren und Mutter auch gerne hatte. Zur Sommerkirmes gingen wir bei gutem Wetter meistens zu Fuß nach Breinig. Nach dem Mittagessen zogen wir los. Das war für meine kleine Schwester und auch für mich kein Vergnügen sondern eine große Strapaze. Betti musste über lange Wegstrecken getragen werden. Über Brand, Krauthausen und Dorff erreichten wir nach etwa 3 Stunden endlich die Wohnung von Bruder Gottfried. Onkel Schang, (Strauch), der auch Verwandte in Breinig hatte, und Tante Maria gingen manchmal mit. Nach Hause fuhren wir dann mit dem Zug. Auch von hier nahmen wir ein großes Paket mit verschiedenen Fladen- und Kuchensorten mit nach Hause.

Wir hatten stets ein freundliches und offenes Haus. Die Haustür stand immer auf und wurde erst vom Letzten, der schlafen ging, zugemacht und abgeschlossen. Es war der allabendliche Treffpunkt für die Freunde meiner älteren Brüder und die Handwerkskollegen des Vaters, die sich zu einem Plausch hier trafen. An den langen Winterabenden war unsere Küche der einzige Raum, der beheizt war. Vater hatte ein Lochbillard gebaut, das zu einem besonderen Anziehungspunkt geworden war. Abends wurde das Billard auf den Küchentisch gestellt. Mit Stahlkugeln von etwa 3 cm Durchmesser wurde dann einige Stunden lang gespielt. Onkel Schang hatte sie aus der Maschinenfabrik Krantz in Aachen, wo er beschäftigt war, aus alten Kugellagern ausgebaut und mitgebracht. Später war es dann das Radio, das vor allen Dingen die Freunde der Brüder ins Haus lockte. Die Küche von etwa 15 Quadratmeter war stets zu klein. Wir Kleinkinder hatten dann zwischen den Großen nichts mehr zu suchen. Dann hieß es „ab in die Kusche“ (Bett). Damit wir nicht im Weg standen, wurden wir bis zum Schlafengehen auf die Küchenanrichte gesetzt. Gegen 20 Uhr gingen wir dann mit der Mutter nach oben in die Schlafzimmern. Bis dahin war sie auch müde und erschöpft von dem arbeitsreichen Tagewerk und überließ gerne den Männern die Küche, nachdem sie, um die Wärme zu halten, im Herd noch eine Schaufel Gedecks (Kohlen mit Lehm vermischt) nachgelegt hatte. Nachdem sie mit uns gebetet hatte:

„Jesuskindchen klein,
mach mein Herzchen rein,
lass niemand drin wohnen
als du nur allein“.

und

„Heiliger Schutzengel mein,
lass mich dir anbefohlen sein
und halte mich von Sünden frei,
In dieser Nacht, ich bitte dich,
bewahre und beschütze mich,
Amen“.

Mit Weihwasser aus dem Weihwasserpöttchen, das neben der Tür hing und hinter dem ein Palmzweig steckte, wurden wir dann noch gesegnet. Das Elternschlafzimmer war direkt daneben. Mutter musste aber das Licht dort so lange brennen lassen, bis wir halbwegs eingeschlafen waren. So konnten wir dann ohne Angst beruhigt einschlafen, weil wir wussten, dass Mutter in der Nähe war.

Mutter war nicht nur eine fleißige sondern auch eine fromme Frau. Sie achtete auch streng darauf, dass alle regelmäßig den Sonntagsgottesdienst besuchten und die monatliche Beichte und Kommunion einhielten. Aus christlicher Überzeugung und stets im Vertrauen auf Gott schaffte sie es, den schweren Haushalt zu führen. Wenige Tage der Besinnung und Entspannung waren ihr bei den Wallfahrten zu religiösen Stätten vergönnt. Sie nahm teil an den Wallfahrten nach Kevelaer, Arnstein, Bornhoven und zum “Heiligen Rock“ nach Trier. Später dann auch nach Moersnet und Banneux. Vater gönnte ihr diese Fahrten und sprach ihr gut zu, wenn sie unschlüssig war. Ihre Schwestern sprangen dann gerne zum Kochen für sie ein, so dass in der Familie auch keine Not entstand.

Es muss das Jahre 1933 gewesen sein, als Mutter mit dem Sonderzug nach Trier zur Wallfahrt zum “Heiligen Rock“ gefahren war. Spät abends, als es schon dunkel geworden und ich längst im Bett hätte sein müssen, war sie immer noch nicht nach Haus gekommen. Betti waren vor Müdigkeit schon die Augen zugefallen und hatte sich mühelos schlafen legen lassen. Da ich ohne Mutter absolut nicht schlafen gehen wollte, durfte ich ausnahmsweise mal lange auf bleiben. Die Zeit bis zur Heimkehr von Mutter verbrachte ich wohlbehütet nebenan in der Wohnung bei den Großeltern und den unverheirateten Tanten. Ungeduldig und auch ein wenig ängstlich, wann und ob die Mutter wohl zurückkommen würde, wartete ich. Mehrfach lief ich mit meinen Tanten den Hof hinunter bis zur Straße, um zu schauen, wo Mutter denn nun blieb. Es muss wohl schon 22 Uhr gewesen sein, als mehrere Leute schwätzend die Straße entlang kamen. Das mussten wohl die Pilger sein.

Darunter war auch endlich Mutter. Zuerst gingen wir in die Wohnung der Großeltern. Dort wurden gleich die mit Spannung erwarteten Mitbringsel freudig ausgepackt und verteilt. Jeder der Familie, die Tanten und die Großeltern, erhielten ein Amulett, ein winzig kleines silbrigglänzendes Blechdöschen von etwa 2 cm Größe, mit einem Türchen mit rotem durchsichtigen Zelluloidfenster. In dem Döschen lag eine Abbildung des "Heiligen Rocks" aus Aluminium. Dann gab es noch kleine silbrigglänzende Medaillen (Medälisjere) mit der Abbildung des "Heiligen Rocks". Die waren für Vater und die Brüder bestimmt. Einige Rosenkränze durften auch nicht fehlen. Natürlich hatte Mutter diese Mitbringsel in Trier alle segnen lassen. Eines von diesen kleinen Mitbringsel stets bei sich getragen sollte Unglück und Gefahren abwehren. Sie musste über ihre Erlebnisse berichten und es wurde noch ein langer Abend. Im Stillen hatte ich doch gehofft, sie hätte mir etwas zum Spielen mitgebracht, doch die Freude, dass Mutter nun endlich wieder zu Hause war, verdrängte die Enttäuschung. Letztendlich gab es dann für mich doch noch ein paar Süßigkeiten, die ich aber am nächsten Tag mit meiner Schwester teilen musste.

Allmählich wurde das Kinderbettchen für mich zu klein. Ausgestreckt lag ich eingeklemmt zwischen Kopf- und Fußteil. Mutter meinte, ich sollte nun im großen Bett zusammen mit Gerhard schlafen. Das gefiel dem Gerhard nicht. Nun sollte er plötzlich mit einem unruhigen Schlafkamerad, wie ich denn einer war, das Bett teilen. Doch es half kein Widerspruch, denn es gab keine Alternative. Ich musste an der Seite zur Wand liegen. Nachthemd oder Schlafanzug gab es nicht. So schlief ich nicht nur in einem anderen Bett, sondern auch in einem größeren Zimmer. Willi schlief auch in diesem Zimmer. In dem Zimmer war ein Waschbecken und eine Badewanne mit Kohlebadeofen installiert. Die Wand über der Wanne war mit einem Wachstuch gegen Spritzwasser abgedeckt. Da das Zimmer nicht beheizbar war, wurde im Winter das Wasser abgesperrt und der Badeofen entleert. Solange keiner meiner Brüder zu Bett gegangen war, hatte ich Angst in dem großen Zimmer. Ich blieb so lange wach, bis einer meiner Brüder schlafen kam. Das konnte am Wochenende, wenn die beiden ins Wirtshaus waren, recht lange dauern. Unser Gerhard war meistens als erster zu Haus. Bevor ich ins Bett ging, schaute ich erst einmal unter dem Bett um nachzusehen, ob da jemand lag. Unter das Bett von Willi habe ich aber nie geschaut.

Weihnachtszeit.

Die Adventszeit wurde bei uns so gehalten wie die Fastenzeit vor Ostern. Wir sollten keine Süßigkeiten essen, sondern alles in einer Blechdose verwahren bis Weihnachten. Eine Ausnahme wurde gemacht, wenn der Nikolaus kam. Natürlich wurden wir in dieser Zeit auch ständig ermahnt, jetzt besonders lieb und brav zu sein, sonst würden wir vom Nikolaus und Christkind nichts bekommen. Am Abend vor dem Nikolaustag mussten wir die Schuhe selber putzen und auf die Fensterbank stellen. In der Nacht kam dann der Nikolaus und legte uns einige Süßigkeiten in die Schuhe.

Am darauf folgenden Sonntagabend waren wir meistens bei den Großeltern in dem Haus gegenüber am gleichen Hof. Dort kam dann der Nikolaus immer persönlich. Der Nikolaus brachte uns keine Spielsachen, die wir doch so gerne gehabt hätten. Spielsachen konnte nur das Christkind bringen, darauf mussten wir bis Weihnachten warten. Es gab nur Äpfel, Printen, Spekulatius und etwas Süßigkeiten. Ich war schon etwas älter, als ich an einem Nikolausabend bemerkte, dass unser Onkel Josef (Cremer), der auch bei den Großeltern war, plötzlich die Küche verließ und kurze Zeit danach dann der Nikolaus an die Zimmertür klopfte und herein kam. Er trug einen langen roten Mantel und einen langen Bart aus Hanffäden, die ich aus der Werkstatt des Vaters kannte. Meine kleine Schwester und ich mussten die uns von Mutter beigebrachten Sprüche aufsagen, und dann ermahnte er uns zur Folgsamkeit. Nachdem er uns einige Süßigkeiten gegeben hatte, ging er wieder, und wir waren froh, dass der Besuch für uns so glimpflich abgelaufen war, da Mutter uns vorher noch mit dem strengen Nikolaus und seiner Rute Angst gemacht hatte. Kurze Zeit danach kam dann unser Onkel wieder in die Küche zurück. Das war doch komisch, dachte ich, ausgerechnet wenn der Nikolaus kommt, ist Onkel Josef nicht dabei. Das gab mir zu denken, und so kam ich denn bald dahinter, dass er der Nikolaus war. Aber das Christkind musste es doch in Wirklichkeit geben, und daran glaubte ich noch lange Zeit felsenfest. Es war eine der größten Enttäuschungen in meinem Kinderleben, als ich erfahren musste, dass es auch kein richtiges Christkind gab. Die Freude an Weihnachten und die Glaubwürdigkeit der Mutter hatte von da ab schwer gelitten.

Einen Adventkranz gab es bei uns in der Familie nicht. Vom Christkind durften wir uns Spielsachen wünschen. Doch die Wünsche wurden nicht immer erfüllt. Es wurde gezeichnet und gemalt und alles auf die Fensterbank gelegt. Die ramponierte Puppe meiner kleinen Schwester kam ebenfalls abends auf die Fensterbank, damit das Christkind sie abholen konnte, um ihr

ein neues Kleidchen zu machen oder eine neue Perücke auf den Kopf zu setzen. Morgens nach dem Aufstehen liefen wir sofort ans Fenster um zu schauen, ob das Christkind auch alles abgeholt hatte. Das Haus war voller Heimlichkeiten in der Vorweihnachtszeit. Mutter backte einige Tage vor Weihnachten die verschiedenartigsten Plätzchen. Dabei durften wir zuschauen und naschen. Mit Stechförmchen durften wir aus dem mit der hölzernen Nudelrolle ausgerollten Teig allerlei Motive wie Tiere, Männchen und Sterne ausstechen. Nach dem Backen wurden die Plätzchen mit Schokolade bestrichen. Das gelang Mutter schon besser als das Backen von Kuchen. Die süßen Köstlichkeiten musste Mutter, damit keiner von uns dran kam, bis Weihnachten gut verstecken. Aber es gab in ganzen Haus kein Versteck das so geheim war, dass wir es nicht gefunden hätten, und so konnten wir heimlich ab und zu Süßigkeiten stibitzen. Alles Andere blieb versteckt und geheim, damit es auch noch eine Überraschung für Groß und Klein zu Weihnachten gab.

Heiligabend war bei uns ein normaler Werktag. Vater arbeitete bis Mittag noch in seiner Werkstatt. Zur Kundschaft konnte er an diesem Tag nicht gehen. Das Christkind kam in der Nacht und die Bescherung war am Weihnachtsmorgen. Nur Weihnachten und am Neujahrstag wurde das Wohnzimmer geheizt. Die einzige Feuerstelle im Haus war in der Küche. Vater machte am Nachmittag des Heiligabend schon den Ofen im guten Zimmer (Wohnzimmer) an. Wenn wir dann am Weihnachtsmorgen aus dem kalten Schlafzimmer und dem kalten Treppenhaus ins Wohnzimmer kamen, verspürten wir gleich eine wohlige Wärme. Am Tannenbaum brannten die Kerzen. Die Krippe mit den Figuren war aufgestellt. Auf dem großen, beidseitig ausgezogenen Ausziehtisch lag eine von Mutter selbst bestickte weiße Decke mit bunten Weihnachtsmotiven. Darauf stand für jeden ein bunter Pappteller mit Äpfeln, Apfelsinen, Feigen, Datteln, Schokolade, Printen, Spekulatius und verschiedenen Sorten Nüsse. Ein großer mit Schokolade überzogener Lebkuchenstern gehörte jedes Jahr dazu. Alles leckere Sachen, auf die wir das ganze Jahr verzichten mussten und die wir nur zu Weihnachten bekamen. Das Wohnzimmer duftete von all den leckeren Sachen. Neben den Tellern lag für jeden noch ein kleines Geschenk, meistens waren es praktische Sachen.

Mutter hatte schon einige Wochen vor Weihnachten trotz ihrer vielen Arbeit im Haushalt fleißig gestrickt. So gab es Wollsocken, Fingerhandschuhe, Fäustlinge, Pulswärmer, Pudelmützen oder Schals. Dazu Ärmel- oder Sockenhalter. Vater bekam meistens noch eine neue Pfeife und eine Rolle Böninger-Strangtabak. Mutter eine Schürze. Willi einige Päckchen

Zigaretten und Gerhard freute sich, wenn er ein Schachlehrbuch bekam. Für die Dachdecker gab es die traditionelle schwarze Manchesterhose und für Willi, der von Beruf Steinmetz war, die gleiche Hose in grau. Die Geschenke waren nicht eingepackt. Auf Weihnachtspapier wurde aus Kostengründen verzichtet. Die Eltern und die großen Brüder warteten auf uns Kleinkinder und wollten sehen, wie überrascht wir waren und wie wir uns über die Geschenke freuten. Mutter und Vater waren schon vor unserer Bescherung in einer der Frühmessen gewesen. Mutter hatte schon an zwei hl. Messen teilgenommen, denn jeder Priester durfte zu Weihnachten drei hl. Messen lesen, und Mutter hatte das Bestreben, auch daran teilzunehmen. Einmal bekam ich ein hölzernes Schaukelpferd, das aber nicht zu meiner Freude gereichte, weil ich Angst hatte, mich darauf setzen zu lassen. Die Enttäuschung für mich aber auch für die Großen war natürlich groß. Es waren auch nicht immer neue Sachen, die wir zum Spielen geschenkt bekamen. Vor Weihnachten verschwanden plötzlich gewisse Spielsachen und waren dann Weihnachten neu bemalt oder geändert wieder auf dem Gabentisch. Auch wurden ausrangierte Spielsachen von älteren Kindern aus der Verwandtschaft wieder aufgefrischt und kamen dann als Überraschung auf den Gabentisch

Damit wir nun nicht die Süßigkeiten in kürzester Zeit alle aufessen würden, sagte Vater: „Wer am Dreikönigstag noch etwas von seinem Teller hat, bekommt von mir den Schokoladenstern“. Am Abend des ersten und zweiten Weihnachtstages saß die Familie im geheizten Wohnzimmer und sang die von Generation zu Generation überlieferten altbekannten Weihnachtslieder, die Mutter jeweils anstimmte.

Als ich älter geworden war und nicht mehr an das Christkind glaubte, durfte ich mit Gerhard ein paar Tage vor Weihnachten den Tannenbaum kaufen gehen. Am Nachmittag des Heiligabend begann dann Vater den Christbaum so zurecht zu machen, dass er in den Ständer passte. Manchmal wurden noch Zweige eingesetzt, weil er zu große Lücken hatte und nicht gleichmäßig gewachsen war. Damit war die Arbeit für Vater getan. Er brauchte nur noch regelmäßig mit der Kohlenkanne den Ofen nachzufüllen und zu regulieren, damit uns die wohlige Wärme nicht verloren ging. Auf einen kleinen Tisch, der in der Nähe der Fenster stand, wurde der Baum aufgestellt. Der Tisch war so groß, dass vor dem Baum auch noch Platz für die Krippe war. Das Schmücken des Baumes war Aufgabe von Willi, und das Aufstellen der Krippe war Aufgabe von Gerhard. Die beiden machten das mit großer Freude und Sorgfalt. Am Morgen des Heiligabend ging ich mit Gerhard in den Wald auf dem Knopp, und wir holten dort einen Strauß Stechpalmen mit möglichst vielen knallig roten Beeren und frisches Moos für

die Krippe. Wenn wir zurück waren, wurde von dem gelöschten Kalk, der im Brunnen im Keller lag, eine weiße steife Brühe gerührt und die Stechpalmen darin getaucht. Nach kurzer Zeit war der Kalk getrocknet. Der weiße Strauß wurde dann in die Eckvase, die Vater aus Kupferblech kunstvoll gefertigt hatte und in der Ecke über dem Ofen hing, gestellt. Damit wollte er weihnachtliche Winterstimmung und Schnee in die Stube zaubern. Nach einigen Tagen blätterte die dünne Kalkschicht ab.

Der Krippenstall, die Krippenfiguren und der Christbaumschmuck wurden vom Speicher geholt, die dort in einem großen Karton mit Holzwolle gut verpackt lagen. Mit Spannung und Begeisterung durfte ich den beiden zuschauen, wie sie den Baum schmückten und die Krippe aufstellten. Bevor der Baum auf den Tisch gestellt wurde, wurde die silbrigglänzende Spitze mit einem langen herunterhängenden Schweif aufgesetzt. Dann wurden sorgfältig und gleichmäßig verteilt der Christbaumschmuck angebracht. Es waren silbrig glänzende Kugeln, Vögelchen mit Glasfaserschweif, Körbchen, Engelchen, Tannenzapfen und Glöckchen. Nachdem der Christbaumschmuck angebracht war, wurde der Baum mit dem schweren Bleilametta behangen. Faden für Faden musste kerzengrade hängen. Dann wurden die Kerzenhalter mit den Wachskerzen aufgesteckt. Einige bunt gefärbte, mit Liebesperlchen bestreute Zuckerringe durften an den Baum nicht fehlen. Die wurden dann beim Abbau des Baumes von uns Kindern geplündert. Zum Schluss wurde noch viel Engelhaar über den Baum gezogen.

Mich interessierte eigentlich der Aufbau der Krippe am meisten. Mit Begeisterung schaute ich Gerhard zu. Der Stall hatte ein strohgedecktes Satteldach. Er war etwa 30 cm hoch. Die Figuren waren etwa 15 cm groß. Mit viel Liebe und Sorgfalt baute Gerhard den Stall und davor die Landschaft auf. Über dem Stalleingang hing ein Engel mit Spruchband. Darauf stand geschrieben:

***„Ehre sei Gott in der Höhe und
Friede den Menschen auf Erde“.***

Das Moos wurde verteilt und als Begrenzung rundherum glänzende dicke Glaskristallsteine gelegt. Ein imitierter Brunnen und ein kleiner See, bestehend aus einem runden Spiegel, gehörten zur Landschaft. Sorgfältig und ehrfurchtsvoll wurden die einzelnen Figuren aufgestellt. Im Stall kamen erst Ochse und Esel. Dann die heilige Familie mit dem Jesuskind aus Wachs, das in einer Krippe lag. Zuletzt wurden die Plüschschäfchen in der Landschaft verteilt aufgestellt. Die Figuren der Dreikönige mit dem Kamel und dem Kamelführer wurden erst am Dreikönigstag an die Krippe gestellt.

Elektrisches Licht an der Krippe hatten wir nicht. An der Rückseite vom Stall war ein kleines Fenster, das mit dünnem rotem Papier beklebt war. An den Weihnachtstagen stellte Gerhard hinter dem Fenster eine brennende Kerze auf, damit das Kerzenlicht durch das Fenster in den Stall schien und man es von vorne sehen konnte. Am Heiligabend mussten alle früher schlafen gehen als sonst üblich, auch die großen Brüder, damit Mutter Zeit und Ruhe hatte, um alle Geschenke auf den Gabentisch zu legen.

Später durften wir uns jedes Jahr auch größere Spiele wünschen, z.B. einen Bauernhof mit Tieren oder eine Burg mit Bleisoldaten, einen feuerspeienden Tank mit aufziehbarem Federlaufwerk und Gummiraupen oder einen Bahnhof mit Lokomotive und Wagen. Für meine Kleine Schwester einen Einkaufsladen oder eine Puppenküche, einen Puppenwagen oder einen gestrickten Teddybär. Diese Sachen fertigte dann unser Onkel Josef in liebevoller Kleinarbeit an und bemalte sie anschließend, aber mancher Wunsch blieb unerfüllt. Mit zunehmendem Alter gab es verschiedene Spiele, die auch mit den älteren Brüdern gespielt wurden. Für Betti gab es einen Strickkasten, Webkasten, Handtäschchen, Perlenkettchen u.v.m.. Zu einem Weihnachtsfest bekam ich eine Taschenlampe geschenkt. Das war ein begehrtes Geschenk, um das ich in der Schule von meinen Klassenkameraden beneidet wurde. Unter den Kameraden wurde bei Dunkelheit getestet, wer die am weitesten leuchtende Taschenlampe hatte. Hierzu diente am besten der Kirchturm von St. Severin. Die beste Taschenlampe hatte derjenige, dessen Lichtstrahl die Kirchturmuhre erreichte. Mit 11 Jahren erhielt ich dann einen Stabilbaukasten mit vernickelten gelochten Eisenstangen und Schrauben. Dieser Kasten wurde rasch mein liebster Spielzeug. Bald bekam ich auch einen Elektromotor mit Batterie, womit ich die gebauten Modelle antreiben konnte.

Als besonderes Weihnachtsessen gab es meistens einen Kaninchenbraten. Das Kaninchen hatte Onkel Matthias (Brankers) groß gezogen und verkaufte es uns zu Weihnachten. Einen Tag vor Weihnachten brachte er uns das getötete Kaninchen und hängte es unter dem Geräteschuppen an zwei Nägeln mit dem Kopf nach unten auf. Ich schaute mir die gruselige Prozedur an, wenn er dem arme Kaninchen das Fell über den Kopf zog und die Innereien ausnahm.

In der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr ging man bei bekannten Familien und in der Verwandtschaft die Krippen gucken. Dabei bekam man auch noch manche Süßigkeiten in die Taschen gesteckt.

Am Neujahrsmorgen besuchte ich gemeinsam mit Vater traditionsgemäß Onkel Matthias und Tante Trina, die Schwester des Vaters, die meine Taufpatin war, um mir dort den Neujahrsweck (großes süßes Weißbrot an den beiden Enden mit einem geformten Kopf) abzuholen und ein glückseeliges neues Jahr zu wünschen. Vater lud die beiden dann zum Nachmittagskaffee ein. Das Wohnzimmer wurde für den Besuch extra geheizt. Sie nahmen Platz auf dem grünen Plüschsofa. Wir Kinder zeigten voller Stolz und Freude die vom Christkind erhaltenen Spielsachen. Nach Einbruch der Dunkelheit zündete Vater die Kerzen am Weihnachtsbaum an. Bald war wieder eine festliche Stimmung im Raum. Meine großen Brüder waren zum Neujahrball ausgegangen.

Ich wollte dann unserem Besuch die Krippenbeleuchtung zeigen und stellte, genau wie unser Gerhard das immer machte, auch eine brennende Kerze am Fensterchen hinter dem Krippenstall auf. Dabei muss ich wohl etwas unvorsichtig gewesen sein, denn sofort fing der schon etwas ausgetrocknete Baum Feuer. Rasch kletterten die Flammen an den dünnen Ästen bis zur Spitze. Ich war steif vor Schrecken, konnte weder Schreien noch Weglaufen. Vater schrie: „Wasser“! Mutter holte sofort den Kartoffeleimer, der mit Wasser und den geschälten Kartoffeln für den nächsten Tag, gefüllt war. Vater goss das Wasser mit den Kartoffeln im hohen Bogen gegen den Baum und nahm sich dann beherzt den halbwegs gelöschten aber immer noch brennenden Baum und lief damit nach draußen. Das Strohdach vom Krippenstall und die Übergardinen hatten ebenfalls Feuer gefangen. Dann brachte er den Krippenstall nach draußen und riss die brennenden Übergardinen herunter und trat mit den Schuhen das Feuer aus. Die Krippenfiguren waren teilweise vom Tisch gefallen und waren kaputt. Nach Überwindung einiger Schrecksekunden begriff ich, was passiert war, und lief fürchterlich schreiend aus dem Haus bis zur Straße. Ich wollte weg, weg aus dem Haus, wo es brannte. Obwohl keine Gefahr mehr bestand, konnte kein Mensch mich beruhigen. Das Geschrei hörten meine Großeltern und die Tanten, aber auch die Nachbarn. Bald gingen alle Türen in der Nachbarschaft auf, denn alle wollten wissen was passiert war. Ich stand am Straßenrand und meine Tanten drückten mich an sich und versuchten, mich zu beruhigen. Doch alles gute Zureden waren vergebens. In der gegenüber liegenden Kaplanei gingen ebenfalls die Haustüren auf. Die Haushälterinnen und die beiden Kapläne Josef Jammers (1931-1934) und Josef Mager (1931-1936) kamen heraus und wollten wissen, was das für ein herzerreißendes Geschrei auf der Straße war. Es dauerte lange, bis man mich beruhigt hatte.

Die Gemütlichkeit war nun vorbei. Die Eltern hatten in den nächsten Tagen Erneuerungs- u. Reinigungsarbeiten durchzuführen.

Am bedauerlichsten für mich war, dass der Krippenstall und die Figuren so beschädigt waren, dass sie nicht mehr aufgestellt werden konnten. Die meisten Figuren waren vom Tisch gefallen und so stark zu Bruch gegangen, dass es sich nicht mehr lohnte, sie zu reparieren. Einen neuen Stall hätte man auch bauen müssen. Mutter tröstete mich damit, dass ich im nächsten Jahr eine neue Krippe mit Figuren bekommen würde, die mir dann ganz alleine gehören würde. Mutter wollte auch keinen echten Tannenbaum mehr haben. Vor Weihnachten erinnerte ich Mutter an das Versprechen, und wir fuhren nach Aachen und kauften in der Adelbertstraße neue Figuren und einen künstlichen Baum, an dem man die einzelnen Äste aufklappen konnte. Fürs erste wurde nur die heilige Familie, ein Hirte und zwei Schafe gekauft. Das wäre für den Anfang genug, meinte Mutter, jedes Jahr könnte man ja weitere Figuren dazu kaufen. Nun fehlte noch der Stall. Onkel Josef fand sich spontan bereit, mir eine neue Krippe zu bauen. Als der dann wenige Tage vor Weihnachten mit der Krippe kam und mir zeigte, war ich schwer enttäuscht. Es war kein Stall, sondern eine Felsgrotte aus Felspapier auf einem Brett. Dafür hatte er aber eine elektrische Laterne in der Grotte und ein Hirtenfeuer eingebaut, die über eine Batterie eingeschaltet werden konnten. Davon war ich begeistert und konnte die Enttäuschung verdrängen. Als ich dann älter geworden war und selber Basteln konnte, wurde sofort ein Stall aus einem alten Schuhkarton mit einem Strohdach gebaut, der bis heute noch - mit kleinen Änderungen - jedes Jahr wieder aufgebaut wird. Anregungen zum Bau der Krippe bekam ich von meinem Freund Willi Vinken, der jedes Jahr mehrere Krippenställe baute.

Kinderspiele.

Wir Kinder spielten bei gutem Wetter am liebsten auf der Straße. Jungen und Mädchen trafen sich auf dem Platz vor der alten Pastorat (Pastoratsplatz), Ecke Brück- Stein- Severinstraße) Es war auch ungefährlich, da nur sehr selten ein Auto kam, und das fuhr auch noch langsam. Meistens kamen Radfahrer und Pferdefuhrwerke, denen man leicht aus dem Weg gehen konnte. Die Straßen und Plätze waren mit Kies bestreut und hatten viele Regenpfützen. Die Bürgersteige waren auch nicht befestigt. Wenn man beim Spielen hinfiel, hatte man die Knie kaputt. So hatte ich häufig ein, manchmal auch beide Knie mit einem Verband verbunden. Dann wurde man gehänselt

mit dem Spruch: „Du siehst aus wie ein Torwart“. Die meisten Kinder in der Nachbarschaft kamen aus einfachen Verhältnissen. Aufwendiges technisches Spielzeug gab es nicht. Wer einen Holzroller hatte, wurde schon beneidet, und jeder wollte mal ein Stück damit fahren. Wir Jungen spielten am liebsten Fußball. Doch manchmal fehlte ein Ball. Dann musste eine alte Konservendose herhalten, doch das tat den Schuhen nicht besonders gut, und die Eltern schimpften. Konservendosen waren begehrt. Man konnte einiges damit anfangen. Wenn wir mehrere Dosen hatten, wurde eine Pyramide aufgebaut, und wir versuchten, sie dann mit einem dicken Stein umzuschmeißen. Das Spiel hieß Kaimutze. Wir machten auch Feuertöpfe daraus oder gingen 'zur Maar' auf dem Knopp, um Fische oder Kaulquappen (Kulebutze) darin zu fangen. Ein anderes Spiel war Verstecken mit Anschlägen (Kuckuck Spielen). Beliebte Verstecke waren die Häusergässchen zwischen den Häusern bei Gehlen und Gülpen und der dicke Lindenbaum vor dem Pastorat. Auch liefen wir bis zu dem alten Trafohaus aus dem Jahr 1908 auf dem heutigen Severinusplatz.

Weitere Spiele waren 'Heiß und Kalt', 'Räuber und Gendarm', 'Krieg erklären' (Deutschland erklärt den Krieg gegen...), 'blinde Kuh', Murneln werfen, Pfänderspiele, Ratespiele, Kreisspiele, Jojo-spielen, Mäuschen fangen (an Haustüren schellen und weglaufen), springen mit dem kurzen Seil, springen mit dem langen Seil, springen mit 2 Seilen (deutsch, englisch und spanisch), Bockspringen, Rundlaufkarussell, dafür war ein langes Seil notwendig, das ziemlich hoch an einen Strommast angebunden wurde, verschiedene Ballspiele (z.B. Völkerball), Kreiselschlagen, Sackhüpfen, Eierlaufen u.v.a..

Die Mädchen bevorzugten die verschiedenen Ballspiele, zum Beispiel Precke (den Ball gegen eine Wand werfen und auffangen). Zu Ostern oder Kinderkommunion bekamen die Mädchen meistens einen schönen bunten Ball geschenkt. Hicken war ein beliebtes Spiel für Mädchen. Dazu brauchte jeder einen Hickestein, der von beiden Seiten flach sein musste (z.B. Porzellanscherben). Die Hickehäuschen wurden mit Kreide auf den Bürgersteigen aufgemalt oder in den Boden eingeritzt.

Die Jungen hatten auch Spaß am Basteln. So wurden z.B. Steinschleudern, Stelzen, Weidenflöten, Pfeil und Bogen, Drachen (Windvögel), Säbel und Steckenpferde aus Holzlatten angefertigt. Zu den einzelnen Spielen wurde vorher ausgezählt, wer anfangen durfte. Dazu stellten sich die Kinder im Halbkreis auf. Ein Kind sprach den Abzählvers und tippte bei sich beginnend die anderen bei jeder Silbe an. Wer dabei übrig

blieb bzw. wer mit der letzten Silbe des Verses angetippt wurde, schied von dem weiteren Abzählen aus. Wer übrig blieb, begann das Spiel. Ein beliebter Abzählvers lautete:

„Ich und du, Müllers Kuh,
Müllers Esel - das bist du“.

Wenn genügend Jungen und Mädchen zusammen auf dem Platz waren, machten wir Kreisspiele. Alle fasten sich bei den Händen und gingen singend im Kreis herum. Dabei sangen wir oft das Lied:

„Krone, Krähen, wisse Schwane,
wer well mit noh England fahre?
England es geschloße, der Schlüssel es zerbroche.
Wann solle ver enge neue krie?
wenn dat Körche rief es,
wenn die Mölle stief es,
elisje eje planze.“

Danach setzten wir uns alle hin. Alle Kinder konnten mehrere Spielverse auswendig. Ein beliebter Spruch hieß:

„eene meene Tintenfaß, geh zur Schul und lerne was.
Wenn du was gelernet hast, komm nach Haus und sag mir das.“

Alle Spiele und Spielverse können hier nicht aufgeführt werden. Im Monat Mai sammelten wir Maikäfer, die in einem gelöcherten Schuhkarton mit ein paar Blättern aufbewahrt wurden. Bäume und Sträucher wurden gerüttelt bis die Käfer herunter fielen. Die meisten fanden wir in den Bäumen auf dem Bahnhofplatz. Jeder war stolz, wenn er viele Käfer gefangen hatte.

Lange Springseile waren auch sehr begehrt, und nicht jedes Kind hatte eins. Dann musste die Wäschekordel der Mutter dafür herhalten, oder ich nahm ein dünnes Hanfseil aus der Werkstatt des Vaters. Bei schlechtem Wetter vertrieben wir uns die Zeit mit Bastelarbeiten aus Papier. Hampelmänner, Schiffchen, Flieger, Schwäne, Himmel und Hölle, Papierhelme, Ratespiele (z.B. ich seh´ etwas was grün ist) Die Mädchen taten

Stricken und Häkeln. So konnten wir Kinder mit billigen primitiven Mitteln auch eine glückliche Jugendzeit verbringen.

Häufig kamen Straßenmusikanten und spielten mit ihren Instrumenten. Josef Kohlen mit seiner Drehorgel, Josef Bücken mit der Trompete, Willi Wolter, ein Eilendorfer Original, mit seiner Ziehharmonika. Nach dem Spiel gingen sie an den Häusern vorbei, um die von den Frauen bereit gehaltenen Pfennige einzusammeln. Wir Kinder standen im Halbkreis um die Musiker herum und hörten ihren Liedern zu.

Spielsachen bekamen wir nur zu Weihnachten. Mein Freund Willi Vinken hatte zu Weihnachten einen besonders schönen und bunten Spielzeuglastwagen mit kipparer Ladefläche aus Blech, etwa 20 cm groß, geschenkt bekommen. Als ich das Auto sah und es in den Händen hielt, war ich sofort begeistert und wollte auch unbedingt ein solches Auto haben. Das wurde natürlich von den Eltern abgelehnt. Ich quälte aber Mutter ständig für ein solches Auto und wurde von einem Fest auf das andere vertröstet, auch zum Namenstag gab es kein Auto für mich. Es war schon Sommer, als Mutter dann endlich den Vater zum Kauf des von mir heiß ersehnten Autos überreden konnte. Aber Vater kaufte kein Auto, er hätte ja dafür nach Aachen fahren müssen, sondern blieb einen Nachmittag von der Baustelle zu Hause und baute mir ein Auto aus verz. Eisenblech in seiner Werkstatt. Es war so groß, dass meine kleine Schwester Betti sich auf die Ladefläche setzen konnte. Das war für mich eine herbe Enttäuschung, hatte ich doch auf ein gleiches oder ähnliches kleines buntes Auto gehofft, mit dem ich auf dem Tisch spielen konnte. Nun hatte ich eine große farblose Blechkiste. Am Auto wurde von Gerhard vorne eine dicke Kordel angebunden, und ich durfte nun meine Schwester damit über den Hof ziehe.

Mit Onkel Josef, der sehr kinderlieb war und selber keine Kinder hatte, gingen Betti und ich im Sommer manchmal sonntags auf den Knopp. Es war für ihn eine besondere Freude. Vater war für solche Touren nicht zu haben. Hier auf dem Knopp war immer starker Wind, und man konnte hier Windvögel gut starten lassen. Wenn wir morgens dahin gingen, wurde die Verpflegung für den ganzen Tag mitgenommen. In einem Henkelmann hatten wir Kartoffelsalat, mehrere Flaschen Limonade und Butterbrote. Nach dem Drachenfliegen gingen wir in den Wald. Auf dem Platz zwischen den Buchenbäumen (Böckeböm) konnten wir mit anderen Kindern Fußball spielen. Vater gab uns immer ein Hanfseil aus seiner Werkstatt mit. Onkel Josef machte uns damit an Ästen von Buchenbäumen eine Schaukel oder ein Rundlaufkarussell. Es machte auch Spaß wenn wir durch die mit buntem Laub

gefüllten Gräben laufen und die Blätter aufwirbeln konnten. Wenn wir dann am späten Nachmittag müde nach Hause kamen, hatten wir einen erlebnisreichen Tag gehabt, und Vater konnte sich mal richtig ausruhen von seiner schweren Arbeit.

Vom Onkel Schang lernte ich Kartenspiele. "6 und 60" und "Pandur" hießen die Spiele. Er hatte in der Steinstraße nicht weit vom Pastoratsplatz entfernt sich ein Haus gebaut. Die Großeltern waren, nachdem alle 8 Kinder das Haus verlassen und geheiratet hatten, aus dem Haus in der Severinstraße Nr. 10 umgezogen zu Onkel Schang und Tante Maria. Gleichfalls wohnten auch Onkel Josef und Tante Agens in dem Haus. Für uns Kinder war es nur ein "Katzensprung" gleich um die Ecke, bis wir bei den Großeltern und den Tanten waren. Wir waren dort stets gern gesehen und konnten immer kommen. Im Winter waren wir sonntagabends oft mit den Eltern bei Onkel Schang und Tante Maria zu Besuch. Dann wurde Karten gespielt oder mit dem Knobel gedreht. Auf dem Knobel stand: nimm 1-2-3, gib 1-2-3 oder nimm alles. Gespielt wurde um Erdnüsse, die ich im Geschäft bei Schäfer unten im gleichen Haus vorher geholt hatte. Abends wurde es dann gemütlich, wenn Mutter zu Hause einige von den selbst eingelegten Rollmöpsen holen ging. Opa trank gerne Schnaps und rauchte gerne eine Pfeife mit Strangtabak. Um ihm eine Freude zu machen, nahmen wir ihm jedes Mal "eng Penk" klaren Schnaps im Flachmann mit, den ich im Spirituosengeschäft Hauser an der Ecke Severin- Suttner Straße hatte nachfüllen lassen (eng Penk = $\frac{1}{8}$ Liter), oder eine Rolle Böniger-Strangtabak. Opa war Mitglied im Instrumentalverein Eilendorf. Er konnte nach dem Unfall nicht mehr an den Konzerten und Festzügen teilnehmen. Dennoch spielte er auf seinem Waldhorn oft zu Hause. Damit man seine Musik in der Nachbarschaft gut hören konnte, machte er immer in dem Mansardenzimmer vorher das Fenster weit auf. Nach dem Tod von Oma, die am 21. April 1946 verstarb, hat er aus Trauer das Instrument zum Musikspielen nicht mehr angefasst.

Schulzeit.

Zu Ostern 1933 kam ich in die Volksschule Kaiserstraße. Zu Weihnachten hatte ich schon das benötigte Schulzeug geschenkt bekommen. Ein lederner Schulranzen, eine Schiefertafel, mehrere Schiefergriffel, Buntstifte, eine hölzerne Griffeldose mit Schiebedeckel, ein Griffelspitzer, eine Schwämmchendose mit Schraubdeckel waren das erste Rüstzeug für den

Schulbesuch. Mutter hatte mir aus verschiedenen Wollresten mehrere bunte Tafelläppchen gehäkelt, um die Tafel sauber zu wischen. Das Läppchen hing an einer Schnur, welche durch eine Öffnung im Tafelrahmen gezogen und verknotet wurde. Meistens ließ man das Läppchen aus dem Schulranzen heraushängen.

Unser erster Lehrer war Herr Schimmel, den wir alle sehr mochten. Im ersten Schuljahr kam auch noch der St. Nikolaus persönlich in das Klassenzimmer und verteilte Weckmänner. Es soll der Lehrer Adam Geulen gewesen sein. Danach bekamen wir den Lehrer Meiß. Dieser war ein Choleriker und Sardist, der sich durch häufigen Gebrauch seines Schlagstockes Respekt verschaffen wollte. Er schlug mich einmal mit seinem Stock gegen meine beiden verletzten und verbundenen Knie.

Er musste nach Beschwerden von einigen Eltern bald wieder die Schule verlassen. Im zweiten und dritten Schuljahr hatten wir den Lehrer Wilhelm Hansen, der gemäßigte Töne anschlug. Im vierten Jahr hatten wir den Lehrer Vondenbusch, der schon etwas strenger mit uns umging. Am längsten, nämlich vom fünften bis Ende des siebten Jahres, hatten wir den Lehrer Franz Bock, an den wir uns alle durch die lange Schulzeit gewöhnt hatten. Wir kannten seine Gewohnheiten und seine Lieblingsthemen. Er kannte aber auch von jedem von uns seine schwachen und guten Seiten. Lehrer Bock wurde zu unserem Bedauern im Sommer 1940 auf Grund des Krieges zur Wehrmacht eingezogen. Wir hätten das letzte Schuljahr auch noch gerne bei ihm verbracht. Nach der Einberufung übernahm dann unser Rektor Dr. Lemmer die Klasse. Ein sehr strenger aber tüchtiger Lehrer, der uns den letzten "Schliff" bis zur Schulentlassung beigebracht hat.

Es gab zeitweise auch mal gemischte Klassen von Mädchen und Jungen. Dadurch kam es auch vor, dass wir mit Fräulein Kaußen schon mal Unterricht hatten. Musik und Zeichnen hatten wir in allen Jahren mit dem Lehrer Wilhelm Hansen. Lehrer Bock war im ersten Weltkrieg schon Offizier gewesen und hat uns oft und gerne vom Krieg erzählt, was wir natürlich lieber hatten als Rechnen oder Schreiben. Sein Hobby war der Schulgarten hinter der Turnhalle, für den er zuständig war. An Stelle von Sport ging er im Sommer mit uns in den Schulgarten arbeiten. Die Gartengeräte brachten wir von zu Hause mit. Hier konnten wir viel Nützliches für die Bearbeitung des elterlichen Gartens lernen. Die geernteten Sachen konnten wir dann auch kaufen. Von dem Geld wurde dann Saatgut und Dünger gekauft. Eines Tages sollte auch ein Steingarten angelegt und die Wege mit Steinplatten ausgelegt werden. Doch woher sollten die Steine und Platten kommen? Für die Wege

mussten die Steine an einer Seite flach sein. Ein Schüler meinte, in den stillgelegten Kalksteinbrüchen der Gebrüder Herwartz in Nirm auf dem Knouelsbüsch wären diese Steine zu finden. Alle Schüler, die einen Handwagen besorgen konnten, fuhren mit mehreren Kameraden dorthin und holten aus den tiefen Gruben die schweren Steine nach oben. Auch das taten wir mit Begeisterung, manchmal sogar noch nach dem Unterricht, weil wir dann keine Hausaufgaben zu machen brauchten. Doch war es eine sehr gefährliche Arbeit. Mein Freund Hubert Kind verunglückte am 1. März 1943 tödlich beim Klettern in der Grube.

Zu dieser Zeit war die Prügelstrafe in den Schulen gang und gäbe. Allerdings machten die Lehrer davon unterschiedlichen Gebrauch. Unser Lehrer Franz Bock griff reichlich oft zum Prügelstock. Wir mussten ihm den Stock, abgeschnitten von einem Strauch oder Baum, mitbringen. Vorher wurde er kreuzweise eingeschnitten, damit er möglichst schnell wieder kaputt war. Manchmal haben wir den Stock versteckt, aber alle Tricks halfen nicht. Es gab Schläge auf die Hände und auf den Hintern, wobei wir uns über die Bank in der ersten Reihe bücken mussten. Einige Schüler legten sich vorher ein Heft in die Hose, aber das merkte der Lehrer meistens. Trotzdem war Lehrer Bock bei uns allen beliebt. Rektor Dr. Lemmer hatte keinen Stock, bei dem gab es "Maulschellen", d.h. mit der Hand einen Schlag gegen das Kinn, dabei hatte man das Gefühl, der Kopf fiele ab. Geschlagen wurde für Unachtsamkeit, vergessene Aufgaben und schlechte Noten beim Diktat. Auch wenn man mit Verspätung zum Unterricht erschien, setzte es Schläge. Rechtschreibung wurde mit dem Stock vermittelt. Kaplan Dr. Wilhelm Lenzen (1934-1937), mit dem wir einmal in der Woche Religionsunterricht hatten, schlug mich als 9-jährigen mit seinem ledernen Leibriemen über den Hosenboden, weil ich ein Kirchenlied nicht auswendig gelernt hatte. Ein Mädchen, das das Lied auch nicht konnte, musste es 10 mal abschreiben. Wir waren in gewisser Weise froh, als 1937 der Religionsunterricht in der Schule vom NS-Regime untersagt wurde. Wenn ich Schläge in der Schule bekommen hatte, wurde das niemals zu Hause erzählt. Dann hätte ich zur Antwort bekommen: „Dann hattest du sie auch verdient“. Jedes Jahr fanden an den Schulen die "Reichsjugendwettkämpfe" statt. Die Disziplinen Laufen, Springen und Werfen waren gefordert. Bei Erreichen einer bestimmten Leistungszahl bekam man das "Reichsjugendportabzeichen". Dafür wurde dann vorher auf dem Sportplatz an der Wirtschaft Hess fleißig trainiert.

In der Freizeit spielten wir am meisten auf der Straße. Beliebt unter uns Jungen war auch das Sammeln von Bildern, die den Packungen verschiedener Produkte beigelegt waren. So lagen z. B. in den Packungen der Margarine

Marke Teuta Bilder von Burgen und Schlössern. In den Zigarettenschachteln lagen besonders begehrte Bilder von Fußballspielern. In der Schule wurde fleißig getauscht, wenn jemand doppelte Bilder hatte. Andere verkauften ihre Bilder für ein paar Groschen. Bilder von Nationalspielern hatten immer einen besonders hohen Wert. Unser Willi war ein starker Raucher. Jeden Freitag, wenn er mit dem Wochenlohn nach Hause kam, musste ich ihm die Zigaretten bei Gehlen für die ganze Woche holen. Das waren immer 10 Packungen der Marke Eckstein oder Alfa. In jeder Packung für 20 Rpf waren 6 Zigaretten. Ich war natürlich jedes Mal gespannt und neugierig auf die Bilder, die ich dann sofort bekam und am nächsten Morgen in der Schule entweder tauschen oder verkaufen konnte.

Jedes Jahr hatten wir auch einen Wandertag. Mit dem Lehrer Bock gingen wir am liebsten in die Gartenanlage vom Restaurant Buschhausen. Dort stand eine große Rutschbahn. Der Weg dorthin war zwar sehr weit, aber wir konnten hier unsere mitgebrachten Butterbrote bei Limonade essen und stundenlang auf der Bahn rutschen.

An heißen Tagen im Sommer gab es auch manchmal Hitzefrei. Bei Außentemperaturen über 25 Grad durften wir nach Haus gehen. Das war meistens in der letzten Schulstunde. Wir versuchten dann, durch Anhauchen das Thermometer, das im Klassenzimmer hing, frühzeitig auf 28 Grad zu bringen. Doch letztendlich entschied das Thermometer, das im Rektorzimmer hing, ob wir nach Haus gehen durften.

Volksflugtag.

Am 11. August 1935 war Volksflugtag auf dem Flugplatz Merzbrück. Ich wollte unbedingt dorthin, um mir die Flugzeuge einmal aus der Nähe anzuschauen. Vater meinte, es wäre zu weit für Kinder, um dorthin zu gehen. Mutter und Betti wollten sowieso nicht hingehen und blieben lieber zu Haus. Vater wollte mir aber die Freude nicht verderben und stieg dann mit mir die steile Marau (Herrenbergstraße) hinauf bis 'zur Maar' auf dem Knopp. Hier standen noch mehrere Leute mit Kindern, um sich die Flugschau anzusehen. Von dort aus konnten wir, wenn auch etwas weit entfernt, die Darbietungen der Flugzeuge in der Luft beobachten, wie sie sich seitlich überschlugen, Loopings drehten, auf dem Rücken flogen, sich abwärts trudeln ließen und sich wieder fingen. Segelflugzeuge wurden von Propellerflugzeuge hoch gezogen und flogen über unsere Köpfe. Es war für mich spannend, das alles

beobachten zu können. Mit diesen Vorführungen wollte das NS-Regime die Jugend für das Fliegen begeistern. Man brauchte ja Freiwillige für die Luftwaffe. Am Schluss war ich doch froh, dass wir uns den weiten Weg zum Flugplatz gespart hatten, denn meine Beine waren von dem langen Stehen und weiten Laufen doch recht müde geworden. Am nächsten Tag erfuhren wir, dass auf dem Flugplatz 30.000 Zuschauer gewesen waren.

Fluglinie Aachen - Köln.

Am 1. Mai 1931 war die Fluglinie Aachen - Köln für Fracht- und Personenverkehr auf Merzbrück eröffnet worden. Von nun an starteten und landeten jetzt auch größere zweimotorige Flugzeuge auf dem Platz. Bei Dunkelheit wurden die Flugzeuge durch einen fortwährend rotierenden Scheinwerfer eingewiesen. Die Linie wurde kurz vor Kriegsbeginn eingestellt und der Platz wurde für militärische Zwecke genutzt. Wenn wir abends bei Dunkelheit noch auf der Straße waren, konnten wir den Lichtstrahl des Scheinwerfers, der auch bis über Eilendorf reichte, beobachten. Wie ein Geisterfinger, der am Himmel lautlos seine Bahn zog, so sah es aus, wenn der Lichtstrahl in Sekundenabständen von unten gegen die tiefhängende Wolkendecke glitt. Er kam uns Kindern gespenstig vor.

Vaters erster und einziger Urlaub.

Urlaub gab es im elterlichen Betrieb eigentlich nicht. Vater erlaubte im Sommer, dass Gerhard eine Woche lang mit dem Fahrrad durch die Eifel fahren konnte. Doch als die Nazis an die Regierung kamen, wurde das, wie bereits berichtet, verboten.

Vater hatte meines Wissens noch nie Urlaub gemacht, seitdem er selbständig war. Mutter hatte nach meiner Erstkommunion im Frühjahr 1936 ihn dazu überreden können, mit uns für ein paar Tage nach Troisdorf zu ihrer Patentante, Grete und Onkel Josef (Kloubert, Bruder von Großvater) zu fahren. Sie war von ihrer Tante in Troisdorf mehrfach eingeladen worden, sie mal für ein paar Tage zu besuchen. In den großen Schulferien war es dann soweit. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Troisdorf. Es war das erste Mal, dass ich mit der Eisenbahn fuhr. Ich war gespannt und freute mich schon einige Tage vorher riesig auf die große Fahrt. Im Eilendorfer Bahnhof

mussten wir zuerst durch die Sperre, ein Eisengitter mit schmalen Türchen. Ein Mann mit dunkelblauer Uniform und Schirmmütze lochte mit einer Zange die Fahrkarten. Dann durften wir erst auf den Bahnsteig gehen. Nach kurzer Zeit kam endlich dampfend und schnaufend der Zug. Die Bremsen quietschten bevor der Zug zum Stehen kam. Wir stiegen auf den Perron (Plattform) vom ersten Wagen hinter dem Kohlenwagen. Mutter meinte, wir wären dort am sichersten wenn von hinten ein Zug auffahren oder sich Wagen abkuppeln würden. Hier war ein Schild angebracht mit der Aufschrift: "Der Aufenthalt auf der Plattform ist während der Fahrt verboten". Wir gingen dann ins Wageninnere und fanden Platz auf einer der vielen Holzbänke. Ich durfte am Fenster sitzen und konnte die Landschaft bewundern. Das Fenster konnte man durch einen kräftigen Ruck an einem breiten Metallgriff öffnen, und mit einem gelochten Gurt auf die gewünschte Höhe absenken. Nach einem schrillen Pfeifton setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Aus dem Schornstein der Lok quoll dicker schwarzer Rauch. Das erste besondere Erlebnis kurz nach der Abfahrt war die lange Fahrt durch den Nürmer Tunnel (728 m lang). Ein langer Pfeifton von der Lok kündete die Einfahrt an. Während der Fahrt durch den Tunnel wurde es stockdunkel im Zug, und ich konnte die Leute nicht mehr sehen. Ich war froh, als es wieder hell wurde. Aber kurze Zeit danach fuhren wir wieder durch einen nun wesentlich kürzeren Tunnel und es wurde kaum mehr dunkel. Wir sahen viele Bahnhöfe und Ortschaften. Im Zug war für mich alles neu. Da waren mehrere Emailleschilder angebracht. Am Fenster stand "Während der Fahrt nicht hinauslehnen". Über der Eingangstür stand "Bitte nicht in den Wagen spucken". Die Fahrt bis Köln dauerte 2 Stunden und war für mich viel zu kurz. Während der Fahrt wurden die Fahrkarten von einem Schaffner kontrolliert.

Kurz bevor wir in den Hauptbahnhof von Köln einfuhren, konnten wir einen Blick auf die mächtigen Türme vom Kölner Dom werfen. Hier mussten wir umsteigen in den Zug nach Troisdorf. Ein Blick in die große und mächtige Bahnhofshalle und die vielen Züge, die hier ein- und ausfuhren, war schon ein Erlebnis. Das besondere Erlebnis für mich war die Fahrt über die Hohenzollernbrücke. Durch die vielen Stahlträger hindurch konnte ich aus dem langsam fahrenden Zug tief unten zum ersten Mal den Rhein und einige Schiffe sehen. Ansonsten war der Besuch bei der Tante langweilig, und ich freute mich schon auf die Rückfahrt, wenn ich den Rhein, die Schiffe und den großen Dom wieder bewundern konnte.

Die Zeppeline kommen.

Im Frühjahr 1936 waren über mehreren Städten Deutschlands die beiden großen Luftschiffe “Graf Zeppelin“, LZ 127, und “Hindenburg“, LZ 129, auf einen Demonstrationsflug 4 Tage lang unterwegs. Das Luftschiff “Graf Zeppelin“ hatte eine Länge von 245m und einen Durchmesser von 41,2m. Der Antrieb bestand aus 4 Daimler-Benz Dieselmotoren mit einer Leistung von je 1.000 PS. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 135km/h. Das Luftschiff “Hindenburg“ war das jüngere Luftschiff und hatte eine ähnliche Größe und Leistung.

Der Besuch über Aachen und dem Grenzgebiet war für Sonntag, den 29. März 1936 angesagt. Mit Spannung und Ungeduld erwartete die Bevölkerung die Ankunft der Giganten hoch über den Dächern der Stadt. Hoffentlich fliegen sie auch über Eilendorf, bangten wir Kinder. Wir wollten das große Ereignis ja unbedingt miterleben und liefen schon Stunden vorher auf die Straße und schauten ständig zum Himmel. Nicht nur für uns Kinder, auch für die Erwachsenen war das ein außergewöhnliches einmaliges Ereignis, weil man beide Luftschiffe gleichzeitig sehen konnte.

Das Luftschiff “Graf Zeppelin“ war am 17. September 1929 schon mal über Aachen gewesen, woran meine Eltern und die älteren Brüder sich noch gut erinnern konnten. Alle wollten möglichst einen Platz haben, von wo aus sie die Giganten gut und möglichst lange beobachten konnten.

Viele Leute waren auch auf den Knopp bis ‘zur Maar’ gegangen. Von hier aus hatte man einen weiten Blick bis über Merzbrück hinaus und konnten daher die Luftschiffe frühzeitig kommen sehen und noch lange über der Stadt fliegen sehen. Als dann endlich um die Mittagszeit das dumpfe Motorengeräusch der Dieselmotoren zu hören war, strömten die Menschen auf die Straßen, um sich das einmalige Ereignis nicht entgehen zu lassen. Frauen verließen den Kochherd, Mütter nahmen ihre Kinder auf den Arm oder zogen sie an der Hand auf die Straße.

Unser Gerhard kletterte vom Speicher durch das Dachfenster auf das Dach und setzte sich neben den Kamin, um die beiden Luftschiffe möglichst nahe und lange beobachten zu können. Die Menschen auf den Straßen rissen die Arme hoch und winkten nach oben. Das Luftschiff “Hindenburg“ konnte man gut an den 2 Hakenkreuze auf dem Seitenleitwerk erkennen. In der Bevölkerung wurde das Spektakel als ein Demonstrationsflug des Nazi-Regimes gewertet. Man wollte hier an der Grenze zu Belgien und Holland

damit Größe und Überlegenheit demonstrieren. Nach dem Flug entlang der Grenze kehrten sie um und überflogen erneut die Stadt. Das Luftschiff “Hindenburg“ verbrannte 1937 bei einer Landung in Amerika.

**Ereignisse und Episoden meiner
Jugendzeit**

Von

Peter Ortmanns

Internationales Reitturnier.

Alljährlich fand im Sommer in Aachen das Internationale Reit-Spring- und Fahrturnier statt. Es begann immer freitags und dauerte 10 Tage lang. Es gab 2 Höhepunkte, einmal den "Kampf der Nationen", heute "Preis der Nationen", und am Schlußtag "Der große Preis von Aachen". Gerne wäre ich dort mal hingegangen, aber die Eltern meinten, das wäre zu teuer und nur etwas für reiche Leute. Umso eifriger verfolgten wir Jungs, was dort täglich geschah. Das Turnier war in aller Munde und so erfuhren wir von den Erwachsenen und aus der Zeitung, wer die jeweiligen Prüfungen gewonnen hatte. Bald waren uns die Namen der Reiter und ihrer Pferde bekannt.

Wir spielten dann auch Reitturnier in der langen Wiese bei meinem Freund Hubert Kind. Die Wiese reichte vom Bienenhaus seines Großvaters Adam Kind bis zur Karlstraße. Zuerst wurden die Hindernisse aufgebaut. Die Freunde aus der Nachbarschaft, Hubert Zimmermann, Willi Vinken, Hubert Cool, waren mit von der Partie. Wir schleppten vom Hof und aus der Schreinerwerkstatt Kisten, Stangen und Bretter auf die Wiese und bauten einen Parcours auf. Jeder von uns erhielt den Namen von einem bekannten Reiter. Aber alle wollten verständlicherweise den Namen eines Siegers haben und so gab es schon den ersten Knatsch. Rittmeister Momm, Oberleutnant Hasse, Rittmeister Brinkmann, Oberleutnant Weidemann, Oberleutnant Tannenberg und viele andere Namen waren bekannt und zählten oft zu den Gewinnern. Zu dieser Zeit waren es überwiegend Offiziere, aus den teilnehmenden Ländern, die dieses Turnier bestritten. Nachdem wir uns über die Namen endlich geeinigt hatten, musste jeder mit seinem hölzernen Steckenpferd, das er zwischen den Beinen hielt, über die Hindernisse springen. Die Fehler wurden genau wie beim Turnier mit Punkten bewertet. War unser Turnierspiel zu Ende, mussten Stangen, Kisten und Bretter wieder an Ort und Stelle zurückgebracht werden, damit es keinen Ärger mit der Frau Kind gab. Doch dazu hatten einige dann angeblich keine Zeit mehr und mussten schnell nach Hause.

Pferderennen.

Zu den alljährlich wiederkehrenden Ausflügen gehörte auch das Halbblutpferderennen auf der Brander-Heide, bis dann 1937 auf dem Gelände die Lützow-Kaserne an der Triererstraße gebaut wurde. Der Weg dorthin war für uns nicht weit. Zu Fuß gingen wir den von Karrenrädern

durchfurchten, von Pferdehufen aufgewühlten und oft vom Regen aufgeweichten Lehmweg (heute Kleebachstraße) entlang, dann über die Gleise der Brander Bahn (heute Vennbahn genannt) bis an den Wiesenrand des Rennplatzes. Mutter hatte auch etwas zu Essen mitgebracht. Wir ließen uns hier im Gras nieder und machten Picknick. Der Platz war nicht abgezäunt, so dass wir von hier aus nächster Nähe ein spannendes Pferderennen, das auch über kleine aufgestellte Hindernisse ging, beobachten konnten.

Länderturnfest

Am 3. Juli 1934 fand auf dem gleichen Gelände das Internationale Länderturnfest statt. An der Veranstaltung nahmen 5000 Turner und Turnerinnen aller Disziplinen teil. Auch hierhin waren wir am Sonntagnachmittag mit den Eltern wieder den gleichen Lehmweg gegangen, um uns die Darbietungen der Sportler anzuschauen. Die meisten Wettkämpfe waren zwar schon vorbei, sie hatten am Morgen stattgefunden, aber zur Schlussfeier waren wir noch rechtzeitig da. Am Ende des großen Festes überflog ein Sportflugzeug den Veranstaltungsplatz und der Pilot warf einen Lorbeerkranz mit Schleife ab.

Einkäufe

Hatte Vater bei einem Geschäftsmann gearbeitet, war es für Mutter selbstverständlich, dass sie dort eine Zeit lang einkaufen ging oder sich die Ware bringen ließ. Es war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Problematisch wurde es allerdings, wenn Vater zur selben Zeit bei mehreren gleichartigen Geschäftsleuten gearbeitet hatte. Dann musste der häusliche Bedarf auf die Lieferanten verteilt werden. Der Bäcker Andreas Junker in der Bahnhofstraße (heute Hansmann-Straße) brachte den süßen Sonntagsweck mit Rosinen. Der Bäcker Jakob Junker in der Brückstraße das Schwarzbrot. Der Bäcker Franz Junker in der Marienstraße den Oberländer. Der Bäcker Kaußen in der Roetgenerstraße kam mit dem Pferdewagen und brachte das Gemischbrot. Bäcker Hansen in der Nirmmer Straße durfte die Brötchen bringen. Die Brote wurden alle im Keller auf ein langes Brett, das an der Decke befestigt war, gelegt. Hier lagen stets 6 bis 8 verschiedene Brote in einer Reihe nebeneinander. Das Fleisch wurde entweder bei Sturm oder Olbertz in der

Karlstraße oder bei Schwan in der Bahnhofstraße (heute Hansmannstraße) eingekauft, das ich meistens holen musste. Die Kohlen durfte der Kohlenhändler Joisten an der Kehrbrück und die Briketts Franz Bree in der Karlstraße bringen, sie gehörten auch zum Kundenkreis. Im Herbst wurden 30 Zentner Kartoffel eingekellert zum Preis von 3,- RM je Zentner, die jedes Jahr von einem anderen Bauer geliefert wurden. Die Baustofffirma Boendgen brachte uns kostenlos immer mehrere Säcke voll Äpfel aus ihrer großen Obstwiese zum Einlagern. So waren wir mit allem eingedeckt für den kommenden Winter. Der Bäcker Martin Wolf auf dem Berg hatte auch eine Kuh und brachte uns alle 2 Wochen ein Kilo seiner selbstgemachte Butter, eingepackt in einem Kohlblatt und Zeitungspapier. Die Butter wurde dann zur Hälfte mit Margarine vermischt. Sein Sohn Heinrich fuhr mit einer Stoßkarre täglich zu den Braunkohlegruben und verkaufte dann die mitgebrachte Braunkohle für ein paar Mark an die Leute im Ort. Auch Mutter kaufte ihm aus Mitleid manchmal eine Karre voll Braunkohle ab.

Bettler und Hausierer.

Die Arbeitslosigkeit war bis zu den Jahren 1937/38 sehr hoch in Deutschland. Erst der Bau der Talsperren in der Eifel und der Bau des Westwalls brachte eine Entspannung auf dem Arbeitsmarkt. Betteln, Schmuggeln und Hausieren war an der Tagesordnung. Täglich standen Leute an der Tür, die etwas zum Kauf anboten. Mutter hatte ein gutmütiges Herz und konnte niemand wegschicken, bevor sie etwas von ihm gekauft hatte. Das hatte sich schnell herumgesprochen unter den Bettlern und Hausierern. So häuften sich in den Schubladen bald die gekauften Sachen wie Seife, Schuhriemen, Nähgarn, Gummiband etc. Die Bettler fragten nach Geld oder Brot. Mutter machte dann gleich einige belegte Brote für sie zurecht. Die Schmuggler boten Bohnenkaffee an, den sie aus Belgien über die Grenze geschmuggelt hatten. "Blaue Taube" hieß die am häufigsten angebotene Marke. Wir Kinder freuten uns, wenn Mutter ein neues Paket aufmachte, denn oben drauf lag immer ein kleines Stückchen in blauem Papier eingepackte Schokolade. Der Bohnenkaffee wurde halbe halbe mit Kathreiners Malzkaffee auf dem Küchentisch gemischt. Zum Füllen und Mahlen der Kaffeemühle, die an der Außenwand hing, musste ich auf die Holzbank klettern, denn die Mühle hing ziemlich hoch. Christian Stollenwerk war Hausdiener bei reichen Leuten in Aachen. Er kam öfters ins Haus und bot uns für ein paar Mark, die er sich nebenbei verdienen wollte, gut

erhaltene Kleider und Schuhe von seinem Dienstherrn an. Dieser hatte die Sachen abgesetzt.

Attentat auf den St. Sebastian

Es muss wohl im Sommer des Jahres 1936 oder 37 gewesen sein, als eines Tages die Figur des Heiligen Sebastian, der auf dem Sockel des Kriegerdenkmals steht, mit dickflüssigem Teer übergossen war. Ein Aufschrei der Bevölkerung ging durch das Dorf. Die Polizei versuchte den Täter zu finden. Da bekannt war, dass Vater in seinem Betrieb auch in Eimern kleine Mengen Teer verkaufte, erhielten wir sofort Besuch von der Polizei, die erfahren wollte, wer in den letzten Tagen Teer bei uns gekauft hatte. Nun wurde aber Teer weniger gefragt als Karbolineum. Damit wurden häufig Zaunpfähle und Holzbuden, Sommerlauben und Kleinviehställe angestrichen, um sie vor Witterungseinflüssen zu schützen. Einige Tage vorher waren tatsächlich bei uns in der Nacht aus einem Kübel einige Liter Teer gestohlen worden. Der Eimer des Diebes muss wohl getropft haben, denn die Spur der Tropfen konnte man ein Stück in Richtung Brückstraße verfolgen. Weiter vom Haus aber verlief sich die Spur. Vater konnte der Polizei keinen definitiven Hinweis geben. Der Übeltäter blieb unerkannt und der Heilige Sebastian noch lange mit Teer beschmiert.

Die Hitlerjugend.

1937 war das Jahr, in dem ich 10 Jahre alt wurde. Nach dem Willen der nationalsozialistischen Regierung musste jeder Jugendliche ab diesem Alter in eine NS- Jugendorganisation eintreten. Die Jungens in das Jungvolk (Jv) und die Mädchen in den Jungmäddebund (Jm). Der Anmeldetermin war immer der 20. April, Hitlers Geburtstag. Die Anmeldung fand im HJ-Heim in der Schule an der Kirche statt. Ich wollte absolut nicht in das Jungvolk eintreten. Obwohl die Eltern keine Sympathie für die Nazis hatten, bestand Mutter energisch darauf, dass ich zur Anmeldung ging. Die Mitschüler meiner Schulklasse gingen bis auf wenige Ausnahmen alle zur Anmeldung. Meine engsten Freunde, Hubert Zimmermann und Hubert Kind, gingen auch nicht. Mein zwei Jahre älterer Freund Willi Vinken war zwar Mitglied, brauchte aber aus gesundheitlichen Gründen am Dienst nicht teilzunehmen. So glaubte ich, auch an der Anmeldung vorbeizukommen. Mutter begründete ihre

Auffassung damit, dass Vater von der Gemeindeverwaltung Aufträge bekäme und eine Verweigerung als nazifeindlich gewertet werden könnte und deshalb die Aufträge in Zukunft ausbleiben könnten. Um das Geschäft nicht zu schädigen, musste ich also zur Anmeldung gehen. Zur Mutter hatte ich aber gesagt, sie müsste mit gehen und sagen, dass ich nicht immer zu kommen brauchte. Ich war der einzige, der seine Mutter zur Anmeldung mitgebracht hatte und wurde von den Kameraden schon belächelt. Als Mutter mit der Frage noch etwas zögerte, stieß ich sie an und sie wusste, was ich ihr damit sagen wollte. Auf die Frage an den Fähnleinführer Schiffers: „Mein Sohn braucht ja nicht immer zu kommen?“ bekamen wir die Antwort: „Ja ein bis zweimal spielt keine Rolle“. So musste ich nun wohl oder übel zweimal in der Woche zum Dienst gehen, und zwar am Samstagnachmittag um 15 Uhr und an einen Werktag zum Heimabend um 18 Uhr.

Der Dienst für uns zehnjährige Pimpfe, so wurden wir genannt, bestand nicht nur aus Spiel und Sport, sondern auch aus Exerzieren, Marschieren, Drill, Schikanen. Am 1. Mai, am Erntedanktag und zu anderen NS-Feiertagen war bis Kriegsbeginn die Teilnahme an den Aufmärschen des Jungvolks Pflicht. Stets war Befehlen und Gehorchen angesagt. Es herrschte ein rüder lauter Ton. Wenn es nicht so klappte, wie der Fähnleinführer Schiffers es haben wolle, schrie er gleich „ich tret´ euch im Arsch“. Mit diesem Wort, das ich zu Hause noch nie gehört hatte, wusste ich nichts anzufangen. So schwänzte ich dann ab und zu mal den Dienst, wovon Mutter aber nichts wissen durfte. Ich ging dann durch die Straßen spazieren und musste aufpassen, dass ich nicht dem Umzug vom Jungvolk begegnete, der mit lautem Trommelschlag durch die Straßen marschierte. Bald wurde an mich auch die Frage gestellt, wann ich denn eine Uniform bekäme, am Geld könnte es doch nicht liegen, mein Vater hätte doch ein Geschäft. Davon wollte ich und auch Mutter nichts wissen. Meine Ablehnung kam daher, weil zur Uniform auch ein Schulterriemen gehörte und den durfte man nur tragen, wenn man eine Mutprobe bestanden hatte, so meinte es Fähnleinführer Schiffers. Dazu marschierte das Fähnlein in den Wald, wo Schiffers dann die Schulterriemen hoch in einen Baum warf, und die Jungens mussten sich dann in halsbrecherischer Weise den Riemen herunterholen. Als ich das zum ersten Mal miterlebte, war die Uniform für mich von da an tabu.

Mit Beginn des Krieges im September 1939 wurde der Fähnleinführer Schiffers eingezogen. Die neuen Führer waren nette Kerle und es herrschten nun moderatere Töne und kameradschaftliche Umgangsformen, so dass es jetzt mehr Spaß machte, dorthin zu gehen. Gleichzeitig wurden alle Verbrauchsgüter und Lebensmittel rationiert. Textilien gab es nur auf

Kleiderkarte. Der Winter stand vor der Tür. Ich war aus einigen Sachen rausgewachsen und brauchte dringend eine lange Überfallhose. Mein Freund Willi Vinken, der inzwischen Kassenverwalter geworden war, konnte mir einen Bezugschein für eine Überfallhose geben, wenn ich auch ein Braunhemd kaufen würde. „Dann in Gottesnamen“, meinte Mutter, „bekommst du auch ein Braunhemd“. Auf diese Weise kam ich dann doch noch zu einer Uniform. Die Überfallhose durfte nur zum Dienst getragen werden, aber wer konnte das schon kontrollieren. Wer ein Braunhemd hatte, bekam dann auch noch einen Bezugsschein für eine dunkelblaue dicke Winterbluse. Ohne HJ-Armbinde trug ich die auch außerhalb des Dienstes. Als ich das erste Mal mit der Uniform zum Dienst erschien, wurde ich zu meiner Verwunderung gleich als Jungenschaftsführer vorgeschlagen. Mit einer Bescheinigung konnte ich mir dann im Geschäft Windelschmied in der von-Coels-Straße die rot-weiße Führerschnur holen. Meine einzige Aufgabe bestand darin, den Mitgliedsbeitrag und den Beitrag für die Unfallversicherung bei den Angehörigen meiner Jungenschaft, es waren 6 Klassenkameraden, einzuholen. Nach der Schulentlassung mit 14 Jahren wurde ich dann mit gleichem Rang und gleicher Funktion in die Hitlerjugend (HJ) übernommen. Dadurch hatte ich das Privileg, in den Theaterring aufgenommen zu werden. Einmal im Monat gab es zum verbilligtem Preis eine Theaterkarte für eine Aufführung im Stadttheater in Aachen. Eine regelmäßige Teilnahme an den Diensten war durch Beruf, Abendschule, Luftschutzwache im Betrieb nicht mehr gegeben.

Ende 1943 wurde ich dann Mitglied In der HJ-Feuerwehr. Wir erhielten dann einen blauen Overall mit HJ-Hakenkreuzarmbinde. Die Ausbildung erhielten wir von Mitgliedern der Freiwilligen Feuerwehr, die bis zu meiner Einberufung im April 1944 zum Reichsarbeitsdienst erfolgte.

Der Luftschutz.

Am 26. Juni 1936 wurde das Reichsluftschutzgesetz veröffentlicht. Danach wurde jeder ab 14 Jahre verpflichtet, Dienstleistungen und Ausbildung für den Zweck des Selbstschutzes zu erbringen. Die Notwendigkeit wurde auch von der Bevölkerung erkannt und die Dienstleistungen akzeptiert. In jeder Gemeinde wurde ein Luftschutzleiter als oberste Instanz eingesetzt. In Eilendorf war das der pensionierte Konrektor Hugo Jansen. Die Wohngebiete wurden in Luftschutzblocks eingeteilt. In jedem Block gab es einen Blockwart. Dem Blochwart war

unbedingt Folge zu leisten. In Mehrfamilienhäuser gab es einen Hauswart, mehrere Brandwarte, eine Laienhelferin und einen Melder. Die Aus- und Weiterbildung erfolgte in Abendkursen, die der Reichsluftschutzbund (RLB) in der Schule an der Kaiserstraße durchführte.

Unser Vater sollte Blockwart werden. Davon wollte er aber, warum auch immer, nichts wissen. Für einen solchen Posten war er nicht zu haben. Innerhalb der Familie wurde das Thema lebhaft diskutiert. Eine Ablehnung ohne eine triftige Begründung konnte unter diesem Regime unangenehme Konsequenzen haben. Besonders begehrt für diese Aufgabe waren Männer in nicht mehr wehrfähigem Alter, denn die standen auch während des Krieges noch zur Verfügung. Um Vater nun aus der Klemme zu helfen und eventuelle Konsequenzen zu vermeiden, opferte sich Mutter mal wieder und übernahm die Aufgabe, mit der Begründung, ihr Mann hätte zu viel Arbeit und deshalb keine Zeit. Das wurde dann auch akzeptiert. Der Blockwart war auch zuständig für die Entrümpelung der Speicher, für die Bereitstellung ausreichender Feuerlöschgeräte, für das Abstützen der Kellerdecken und für genügend Notausgänge. Das musste der Blockwart alles kontrollieren. Gewölbedecken brauchten nicht abgestützt zu werden, die konnten die Last des eingestürzten Hauses tragen. Wir hatten einen Gewölbekeller und fühlten uns relativ sicher in dem Keller. Was fehlte, war ein Notausgang, der gegen Ende des Krieges auch noch angelegt wurde. Es dauerte nicht lange, dann wurden Laienhelferinnen für den Sanitätsdienst gesucht. Auch diesmal konnte Mutter sich nicht verweigern und ließ sich in mehreren Kursen dazu ausbilden.

Luftschutzübung.

Am 23. Oktober 1936 war die erste Luftschutz- und Verdunkelungsübung in Deutschland. Das Volk sollte auf den Krieg und seine möglichen Folgen vorbereitet werden. In den Papier- und Rauchwarengeschäften wurde schwarzes Papier für die Anfertigung von Verdunkelungsrollos und in den Elektro-Geschäften wurden blau leuchtende Glühbirnen zum Kauf angeboten. Doch für die einmalige Übung behelfen sich die meisten Leute mit Decken, die sie vor die Fenster der beleuchteten Räume gehängt wurden. Für den einen Abend ging man auch mal ohne Licht ins Bett. Für uns Kinder war es mal wieder etwas besonderes und wir liefen an diesem Abend auf die Straße. Wir wollten doch sehen, wie es aussieht, wenn die Straßenbeleuchtung aus ist und aus den Fenstern der Häuser kein

Licht mehr auf die Straße fällt und die wenigen Fahrzeuge, die noch unterwegs sind, mit abgedunkelten Scheinwerfern fahren. Wir wollten aber auch sehen, wie gut oder schlecht die Leute ihre Fenster verdunkelt hatten. Es war für mich unheimlich, darum ging ich an der Hand meiner älteren Brüder durch die Nachbarschaft, um die absolute Dunkelheit einmal zu erleben. Den älteren Leuten war das unbehaglich, denn sie ahnten und befürchteten, dass bald schlimme Zeiten auf Deutschland zu kommen würden.

Kinderkarnevalszug.

Am 2. Februar 1937 ging in Aachen der erste Kinderkarnevalszug aus. Das hatte ich von Schulkameraden erfahren, die alle dahin gehen wollten. Ich wollte auch dahin, um mir den Zug anzusehen. So fragte ich zunächst die Mutter, ob wir auch dahin gehen würden. Als die das Wort Karneval hörte, stieß ich bei ihr auf taube Ohren. Nach längerem Quengeln meinte sie, ich soll den Vater fragen. Als der aber hörte, dass Mutter nicht so recht davon begeistert war, bekam ich von ihm auch eine Absage. So blieb mir nur die Hoffnung, am Montag in der Schule von den Klassenkameraden einiges über den Zug zu erfahren.

In Eilendorf gab es zu dieser Zeit keinen öffentlichen Karneval und auch keine Karnevalsvereine. Umso mehr wurde der Karneval in den Restaurants und den großen Sälen gefeiert. Es wurden Kappensitzungen veranstaltet. Kostüme waren aus Kostengründen selten zu sehen. Die Besucher begnügten sich mit bunte Papierkäppchen und Hütchen, die sie auf den Kopf setzten: Am Karnevalsdienstag war zum Abschluss abends Möhneball.

Das billigste und einfachste Kostüm war die Möhn. Maskiert und mit einem langen schwarzen Umhang mit Kapuze verkleidet gingen dann viele anonym auf die Säle, um den Nichtmaskierten die "Wahrheit" (Unannehmlichkeiten) zu sagen. Hierbei gab es dann oft Ärger und Schlägereien. Wir Kinder hatten auch keine Kostüme. Dafür war kein Geld da. Manche Kinder zogen mit einem alten Koffer von Haus zu Haus und bettelten um ein paar Puffeln. Ich freute mich schon, wenn ich eine Kinderpistole mit einer Rolle Knallhütchen hatte. Es gab auch Stopfenrevolver mit Knallkorken, die waren schon gefährlich, wenn sie in Kopfnähe abgeschossen wurden.

An den Karnevalstagen trafen sich die Kinder aus der Nachbarschaft auf der nächstgelegenen Straßenkreuzung. Alle Kinder fasten sich an die Hände, bildeten einen Kreis und sangen das Lied:

“Mädchen meiner Seele mein,
verlass mich nicht,
komm in meine Arme komm
und reich mir den Abschiedskuss.
Des nachts um elfe bei hohem zwölfe
dann kommt der letzte rote Omnibus.
Dann kommt der Meister
mit seinem Kleister und gibt der
Julia einen Kuss“

Ein Pärchen, Junge und Mädchen, lief entgegengesetzt im Kreis herum. Der Junge suchte sich nach dem Lied immer ein anderes Mädchen aus. Manche Küssteten sich, manche genierten sich. Ein anderer von Kindern gern gesungener Vers lautete:

„Juja Puttes (Bluwurst)
en de Pann, wer dat net hat,
de left net lang“.

Die kaputte Waschmaschine

Eines Tages war der Wasserantrieb der Waschmaschine kaputt. Die Manschetten an den Wasserkolben waren undicht geworden. Vater behauptete, es gebe keine neuen Manschetten mehr zu kaufen. Ob das nun am fehlenden Geld oder ob es wirklich keine neuen Manschetten mehr zu kaufen gab, konnte ich nicht beurteilen. Mit selbstgemachten Manchetten aus Leder versuchte er behelfsmäßig die Maschine wieder in Gang zu bringen. Aber das war nur immer für kurze Zeit. Das brachte nun immer wieder eine erhebliche körperliche Anstrengung für die Mutter mit sich. Zu diesem Zeitpunkt war ich etwa 10 Jahre alt. Vater war der Meinung, ich wäre nun groß und stark genug und könnte deshalb Mutter dabei helfen, die Waschmaschine mit der Handkurbel zu betätigen. Montags war Washtag. Dann musste ich nun öfters die aufgesetzte Handkurbel 10 Minuten lang hin und her bewegen.

Dabei schaute ich fast ständig auf den Wecker, der auf dem Kaminbord in der Küche stand, um möglichst bald aufhören zu können. Anschließend musste ich die Kurbel der Wringe drehen, die nicht so anstrengend zu bedienen war, musste aber dabei aufpassen, dass Mutter beim Zuführen der Wäschestücke nicht mit den Fingern zwischen die Walzen kam.

Jede Gelegenheit wurde ausgenützt, um mich vor dieser Arbeit zu drücken, was manchmal auch gelang. Im Winter und bei schlechtem Wetter wurde die Wäsche auf dem Speicher aufgehangen. Ich half dann immer gerne, den schweren Korb mit der nassen Wäsche die steile Speichertreppe hinaufzutragen, denn auf dem Speicher gab es immer etwas Neues zu entdecken. Mutter drückte dann die große Falltür, die an einer Kette ein Gegengewicht hatte, auf und wir konnten dann auf den Speicher gehen. Während Mutter die Wäsche aufhing, nutzte ich die Zeit, um auf dem Speicher mal alles zu durchstöbern. Besonders interessant war der alte Kleiderschrank, in dem eine Mandoline und eine Zither lagen, mehrere dicke Bücher mit Heiligengeschichten, einige meterlange Holzpfeifen mit Pfeifenköpfen aus Porzellan, die mit Jagdmotiven verziert waren. Auf einem Dachstuhlbalke lag ein Seitengewehr, das Vater aus dem Krieg mitgebracht hatte. Von diesen Sachen hätte ich gerne welche mit nach unten genommen, aber Mutter sagte immer: „Lass alles liegen“. In einer großen alten Holztruhe lagen getrocknete Birnen, wovon ich immer gerne naschte. Das hatte Mutter nicht gerne, denn sie brauchte die Birnen, um daraus beim Bäcker Kummer leckeren Spiesfladen backen zu lassen, wenn Besuch an hohen Festtagen oder zur Kirmes kam. Sobald Mutter die Wäsche aufgehangen hatte, das dauerte für mich nicht lange genug, musste ich alles stehen und liegen lassen. Mutter machte hinter uns die schwere Falltür zu und wir gingen wieder nach unten. Ich freute mich dann schon darauf, beim nächsten Mal wieder auf dem Speicher stöbern zu können.

Die Ausstellung in Düsseldorf.

Vom 8. Mai bis 17. Oktober 1937 fand im Düsseldorfer Nordpark die „Große Reichsausstellung Schaffendes Volk“ statt. Es war die bis dahin größte Ausstellung in Deutschland. Auf dem 78 ha großen Gelände standen 87 große Hallen und 26 Pavillons. Angeschlossen war noch ein Vergnügungspark mit Liliputbahn und eine große Gartenschau mit Wasserspielen und Skulpturen, die heute noch teilweise vorhanden sind. Vorhanden ist auch noch die Mustersiedlung „Schlageterstadt“, die heute

“Golzheimer Siedlung“ heißt. Die Ausstellung war in aller Munde. Besucherwerbung wurde im In- und Ausland betrieben. Alle Größen aus Partei und Regierung hatten sie besucht. Unser Willi hatte sie auch besucht und erzählte uns abends immer mit Begeisterung, was er dort alles gesehen hatte. Mein größter Wunsch war es, nun auch einmal dorthin zu kommen, um das alles zu sehen und zu erleben. Mit Vater und Mutter war darüber nicht zu reden. Die hatten angeblich keine Zeit und kein Geld und überhaupt war das nichts für Kinder. Onkel Josef (Cremer) und Tante Agnes (genannt Ake), die keine Kinder hatten, erfüllten mir den Wunsch. Sie nahmen mich an einem Sonntag mit nach Düsseldorf zur Ausstellung. Meine Vorfreude war groß und ich sollte auch nicht enttäuscht werden.

Gleich am Haupteingang war ich schon überrascht von den beiden überdimensionalen Skulpturen, genannt die “Rossbändiger“, die beiderseits auf hohen Steinsockel standen. Dahinter begann die Fahnenallee mit beiderseits aufgestellten großen Fahnenmasten mit meterlangen wehenden Fahnen. Hier wurde man gleich in eine festliche Stimmung versetzt. Am Ende der Allee stand das Haus der “Deutschen Arbeitsfront“. Dann kamen wir zu den Hallen und Pavillons. Es war in erster Linie eine Industrie- und Wirtschaftsschau, die als Propaganda für das Regime genutzt wurde. Neue Techniken und Kunststoffe wurden gezeigt. Das Reich wollte sich damit von Einfuhren aus dem Ausland unabhängig machen. Eine neue Textilfaser, genannt “Vistra“, wurde vorgestellt. Es war eine aus Holzzellulose hergestellte Chemiefaser. Scherzhafterweise wurde im Volksmund gesagt: „Wenn ein Anzug aus Holz nass wird, bekommt er bald Blätter“. Die Rüstungsindustrie war auch vertreten. Von vielen dort ausgestellten Sachen verstand ich als 10 jähriger Junge nichts. Mir sind aber noch in deutlicher Erinnerung die Bomben und Granaten, die fein säuberlich dort ausgestellt waren. Man konnte auch durch das Geschützrohr einer 8,8 cm Flakkanone schauen, das 30 Züge und 31 Felder hatte.

In der Abteilung Luftschutz lagen die bekannten Teile wie Stahlhelm, Handwasserpumpe, Feuerpatsche und Gasmaske. Man konnte über Funk mit dem Kapitän eines Kriegsschiff, das mitten im Atlantik lag, sprechen. Es gab auch für Kinder viel Interessantes zu sehen. An dem runden von allen Seiten zughängigen Pavillon der Firma Kaiser’s Kaffee gab es an der Stehtheke für 10 Rpf. eine Tasse Kaffee mit Milch und Zucker und einem Keks dazu. Nach dem Besuch einiger großen Hallen, alle konnten wir an einem Tag sowieso nicht besuchen, gingen wir in die Gartenschau und schauten uns die Wasserspiele an. Das Schönste war die Fahrt mit der Liliputbahn durch das Ausstellungsgelände. Nach dem Besuch hatten wir auch noch Zeit, um uns

das Schlageter-Denkmal auf der nahe gelegenen Golzheimer Heide anzusehen. Albert Leo Schlageter war wegen Sabotage gegen die französische Besatzung im Rheinland nach dem ersten Weltkrieg 1923 zum Tode verurteilt und auf der Golzheimer Heide hingerichtet worden. Man setzte ihm 1931 an dieser Stelle ein Denkmal. Es bestand aus einem Steinsockel mit einem hohen Kreuz darauf. Von den Nazis wurde Schlageter stets hochgejubelt. Spätabends kamen wir zwar hundemüde aber begeistert von der überwältigenden Schau mit dem Zug nach Haus. Es war für mich ein unvergessliches Erlebnis. Am Schluss der Ausstellung zählte man 6,9 Millionen Besucher.

Heiligtumsfahrt.

Vom 10. bis 25 Juni 1937 fand in Aachen die Heiligtumsfahrt statt. Es war die letzte Heiligtumsfahrt vor dem Krieg. Auch ein Ereignis, das bei mir noch in guter Erinnerung geblieben ist. Für einen Aachener war es eine Ehrensache, daran teilzunehmen. Vater, Mutter, Betti und ich waren am ersten Sonntagnachmittag nach Beginn der Heiligtumsfahrt nach Aachen gefahren und in den Dom gegangen, um uns die Heiligtümer, die Karl der Große nach Aachen geholt hatte, anzusehen und zu verehren. Für die Eltern war es eigentlich nichts Neues, sie hatten sie bei früheren Heiligtumsfahrten schon mehrmals gesehen. Für uns Kinder war es etwas Besonderes, denn Mutter hatte uns schon Tage vorher erzählt, was es dort zu sehen gibt. Sie belehrte uns über die Bedeutung und die Geschichte der Heiligtümer. Sie hatte absichtlich für unseren Besuch den Nachmittag gewählt in der Hoffnung, dass der Andrang der Gläubigen dann nicht zu groß sei, damit es für uns Kinder auch nicht zu anstrengend würde. Doch als wir am Dom ankamen, stand der Domhof voll Menschen, die alle in den Dom wollten, und wir mussten uns hier draußen am Ende der langen Menschenschlange anschließen. Wir kamen dann Schrittchen für Schrittchen allmählich in den Dom. Besonders beeindruckend war für mich das Kleid der Mutter Gottes, das ausgebreitet in der ersten Glasvitrine hing. Die Vitrine war seitlich offen und an jeder Seite stand jemand, der die ihm überreichten Amulette, Medaillen und Rosenkränze an den Saum des Kleides hielt. Mutter hatte, wie üblich bei Wallfahrten, vorher auch wieder einige von diesen Sachen gekauft, die sie auch an das Kleid halten ließ. Dahinter standen 3 kleinere Glasvitriolen auf Holzsockel, in denen die Windeln, das Lendentuch Jesu und das

Enthauptungstuch des hl. Johannes d.T. zu sehen waren. Ehrfürchtig und schweigend gingen wir an der Hand der Mutter daran vorbei.

Am letzten Tag der Heiligtumsfahrt wurden die Heiligtümer vom Turm und der Galerie zwischen Turm und Oktogon traditionsgemäß noch einmal öffentlich gezeigt. Mutter wollte sich das Ereignis nicht entgehen lassen. Sie befürchtete, es könnte das letzte Mal sein, dass die Heiligtümer öffentlich gezeigt werden durften. Wir Kinder konnten Mutters Befürchtungen nicht verstehen. Statt mit der ganzen Familie fuhr sie mit mir alleine nach Aachen. Es war ein schöner warmer Sonntagmorgen. Als wir auf dem Katschhof ankamen, waren die Sitzplätze schon alle belegt. Vor den Sitzplätzen standen einige Reihen Rollstühle mit Behinderten. Wir suchten uns einen Platz im Schatten, wo wir aber auch gleichzeitig eine gute Sicht auf die Turmgalerie hatten, und die fanden wir unter den Arkaden vom Städtischen Verwaltungsgebäude Ecke Katschhof - Ritter Chorus Straße. Da wir frühzeitig gefahren waren, dauerte es jetzt noch recht lange, bis die Feier begann. Endlich, so dachte ich, als Hörnerklang vom Turm den Beginn ankündigte. Hohe kirchliche Würdenträger, einige trugen eine Mitra, nahmen es sich zur besonderen Ehre, die Heiligtümer den vielen hier in Ehrfurcht versammelten Gläubigen zeigen zu dürfen. Unter den Fenstern am Turm und auf der Turmgalerie waren schon einige Tage vorher bei einer feierlichen Zeremonie die kostbaren Tücher ausgehängt worden, worauf nun die Heiligtümer nacheinander ausgelegt wurden. Ein Sänger kündigte vorher jedes Mal an, was gezeigt würde.

So oder ähnlich schallte es dann vom Turm über die Köpfe der Zuschauer: „Wir zeigen ihnen das Kleid, welches wir als das Kleid Mariens, der Mutter Jesu, verehren“. Die Heiligtümer wurden zu drei Seiten hin gezeigt. Zum Katschhof, zum Blumenmarkt und zum Domhof hin, wo auf allen Plätzen viele Menschen dicht gedrängt standen. Viele unter ihnen ahnten schon, dass unter der kirchenfeindlichen NS-Regierung dies die letzte Heiligtumsfahrt sein könnte, da sie ja nur alle 7 Jahre stattfindet, und sie hatten recht. Auch aus diesem Grund waren diesmal besonders viele Menschen aus dem In- und Ausland nach Aachen gekommen, um hier ein Bekenntnis christlicher Frömmigkeit abzulegen. Es war ein Rekordbesuch von 800.000 Besucher.

Wir bekommen ein Radio.

Luxus kannten wir in unserem Hause nicht. Gerhard und Willi legten ihr Geld zusammen und kauften gemeinsam 1938 ein Radio (Volksempfänger) zum Preis von 75,- RM. Bis dahin gab es noch keine Steckdose in unserem Haus, auch nicht in der Werkstatt. Der Elektriker Karl Kaußen in der Von-Coels-Straße, bei dem das Radio gekauft worden war, installierte mit einem 2-adrigen Kolorohr über Putz die erste Steckdose in der Küche. Damit die Eltern das Radio auch einschalten durften, bezahlte Mutter die Rundfunkgebühr von 2,- RM monatlich und außerdem die wöchentlich erscheinende Programmzeitschrift.

Eine beliebte Sendung am Samstagnachmittag von 16 bis 18 Uhr war "Der fröhliche Samstagnachmittag" mit den Kabarettisten und Humoristen Hans Salcher, Rudi Rauer und Karl Wilhelmi. Am Schluß der Sendung sangen sie immer das Lied von der „Laterna Magica“ mit dem Refrain „Laterne Magica schließt jetzt die Blende und öffnet sie wieder am nächsten Wochenende“. Diese stets humorvolle Sendung hörten wir Kinder uns auch gerne an. Eine andere ebenfalls beliebte Sendung war das "Wunschkonzert", das ab 1940 jeden Sonntagnachmittag gesendet wurde. Sie wurde von namhaften Künstlern, Soldatenchören und dem Wehrmachtmusikcorps gestaltet. Auch Kinderchöre waren zu hören.

Im Laufe der Sendung konnten Soldaten und ihre Angehörigen gegenseitig Grüße austauschen und Musikwünsche äußern, die allerdings mit einer Spende an das Rote Kreuz oder Winterhilfswerk (WHW) verbunden waren. Weitere gern gehörte Sendungen waren: "Für jeden etwas", "Schöne Melodien" und das "Deutsches Volkskonzert" mit volkstümlicher Musik, moderiert von Theo Rausch. Dann das Kabarett der Komiker mit Werner Kroll, Ludwig Manfred Lommel, Werner Fink und Gisela Schlüter. Der Rundfunkempfang war nicht immer von bester Qualität. Schwunderscheinungen und Überlagerungen mussten in Kauf genommen werden. Mutter passte höllisch auf, dass wir Kinder nicht das Radio einschalteten und nicht an den Knöpfen drehten, was wir allzu gerne getan hätten.

Orkan über Aachen.

Wenn die Auftragslage im Geschäft des Vaters sich verschlechterte, sagte er scherzhafterweise: „Herr schick Sturm und Regen, um die Dächer weg zu fegen“. Dies musste wohl der liebe Gott gehört haben und schickte am 4. Oktober 1938 einen Orkan über die Region Aachen. In der zweiten Nachthälfte begann ein heftiger Sturm mit Regen, der den folgenden Tag auch noch anhielt. Vater sagte am Morgen zu Gerhard: „Bei dem starken Sturm können wir heute nicht auf die Dächer, das ist zu gefährlich, dann fliegen wir weg“. Gegen 8 Uhr morgens schellte es an unserer Wohnungstür - die Haustür stand immer offen - dass erste mal. Ein Kunde stand vor der Tür und bat händeringend um schnelle Hilfe. An seinem Haus waren einige Dachziegel weggeflogen und nun regnete es auf den Speicher. Vater versprach zu kommen, sobald der Sturm nachgelassen habe. Es dauerte nicht lange, dann kam der nächste Kunde und bat um Hilfe. Und so hielt es sich an diesem Vormittag dran. Kaum war einer weg, stand auch schon der nächste vor der Tür. Manche bettelten förmlich um schnelle Hilfe, denn der Regen würde sonst alles versauen. Vater ließ sich dann schließlich erweichen und überlegte, wie er denn all den vielen Kunden helfen könnte. Er gab dem Drängen nach und wollte es riskieren, auf die Dächer zu steigen, wenn Gerhard ihn mit einem Seil vom Speicher aus sichern würde. Er zog sich den Rettungsgürtel um und zog mit Gerhard und einem dicken Seil los. Wir Kinder hatten das alles mitbekommen und hatten nun Angst um unseren Vater. Mutter sagte beim Verlassen des Hauses zu den beiden: „Passt auf und seid vorsichtig“. Man sah aber in ihrem Gesicht die Angst, die sie hatte. Wir bangten um die beiden bis sie am späten Nachmittag zurückkamen und waren heilfroh, dass nichts passiert war. Sie konnten nur die schlimmsten Schäden notdürftig beheben. Vater hatte nach dem Sturm noch ein Jahr lang Arbeit, bis alle Schäden restlos behoben waren.

Domführung.

Im Frühjahr 1939 hatten wir mit unserm Lehrer Franz Bock den Kirchturm von St. Severin in Eilendorf bestiegen. (siehe „Religiöse Sitten und Gebräuche im Wandel der Zeit“) Nun wollte er uns auch noch den Aachener Dom zeigen. Wahrscheinlich hatte er auch das Gefühl, dass es bald Krieg geben würde und dann solche Exkursionen unmöglich würden. Mit der Dombausage hatten wir uns schon im Unterricht ausführlich beschäftigt, so dass wir schon auf einiges vorbereitet waren. Auf dem Domhof vor dem

Haupteingang erwartete uns bereits der Domführer. Was uns aus der Sage bekannt war, konnten wir nun hier gleich erleben. Im Wolfskopf auf der rechten Domtür konnten wir mit dem Finger den abgebissenen eisernen Daumen des Teufels ertasten. Nach dem Eintritt in den Dom sahen wir gleich 2 große Bronzefiguren. Den Wolf aus der Sage mit einem Loch in der Brust, weil der Teufel ihm beim Sprung in den Dom die Seele aus dem Leib gerissen hatte, und den Pinienzapfen. Beide standen rechts und links auf hohen Steinsockel. Von der Vorhalle aus betraten wir das Oktogon, ein großer mehrgeschossiger achteckiger Kuppelbau. Mit Staunen betrachteten wir die herrlichen goldenen Deckenmosaiken im unteren Umgang und in der Kuppel mit den Bildern von verschiedenen Heiligen. Wir sahen den großen Barbarossaleuchter mit den vielen Kerzen in der Mitte vom Oktogon, den goldene Altar, die goldene Kanzel und das mit Rosenkränzen und schönen Kleidern geschmückte Gnadenbild "Unsere lieben Frau von Aachen, Helferin der Christen", mit dem Jesuskind auf dem Arm. Dann betraten wir einige Stufen höher die 13 Meter breite und 25 Meter lange Chorhalle.

Unser Blick fiel sofort auf den herrlichen goldenen Karlsschrein, der im hinteren Teil der Halle stand. Auf die Sitze des Chorgestühls zu beiden Seiten durften wir uns setzen während der Domführer uns die Geschichte vom Schrein, den 27 Meter hohen bunten Glasfenstern, dem Chorgewölbe, der Strahlenkranzmadonna, die hier an einem dicken Seil von der Gewölbedecke herunter hing, und einige andere interessante Dinge erzählte. Nach der Besichtigung einiger Seitenkapellen stiegen wir im Turmgebäude die steile, enge Steintreppe hoch und kamen dann in den oberen Umgang. Unser Augenmerk fiel sofort auf den Karlssessel, ein aus Steinplatten zusammengesetzter schmuckloser Sessel mit Holzsitz. 5 Stufen führten hinauf. Auf dem Sessel hatte Kaiser Karl gesessen und alle in Aachen gekrönten Könige, um hier ihre Huldigungen entgegenzunehmen. Daher hatten wir uns auch eine prunkvollere Ausführung vorgestellt. Wir durften unter den Sitz in gebückter Haltung durchkriechen. Aber am erlebnisreichsten für uns Jungen war der Einstig in den Turm. Wir kamen zuerst in den Glockenstuhl, wo 8 bronzene Glocken hingen. Die größte war die Marienglocke mit einem Durchmesser von 2 Metern. Von hier kamen wir auf die 33,5 Meter hohe Galerie zwischen Turm und Oktogon, von wo aus die Heiligtümer gezeigt werden, und hatten von hier aus einen schönen Blick, von einer Seite auf den Katschhof mit dem Rathaus und von der anderen Seite auf den Blumenmarkt. Wir kamen dann von der Oktogonkuppel auf die noch einige Meter höher gelegene Chorhallengalerie, die uns rund um das Chorgebäude führte. Von hier aus hatten wir bei klarem Wetter einen

herrlichen Weitblick über die Stadt. Beim Abstieg durch den Turm zeigte uns der Domführer noch die installierte Feuerlöschanlage, die eine direkte Verbindung zur Feuerwehr hatte. Ein eindrucksvoller und erlebnisreicher Tag, für den wir unserem Lehrer dankbar waren, ging damit zu Ende. Es war noch lange unser Gesprächsthema. Am nächsten Tag durften wir dann einen Aufsatz über das Erlebnis schreiben.

Beschäftigung und Arbeit

Für Arbeiten in und um das Haus wurde ich auch herangezogen. Vor allen Dingen samstags stand eine Reihe von Arbeiten für mich auf dem Programm. Es waren nicht die Eltern, sondern in der Hauptsache war es unser Gerhard, der mich auf die anstehenden Arbeiten aufmerksam machte und sie kontrollierte. Natürlich versuchte ich, mich mit Ausreden daran vorbei zu drücken. Samstags war bis 12 Uhr Schule. Von 15 bis gegen 17 Uhr war Dienst beim Jungvolk. Dazwischen und danach sollten die Arbeiten erledigt werden. Zunächst war der große Hof und die 'Sief' vor dem Haus zu kehren. Dann der kleine Hof hinter dem Haus, die Kellertreppe und der Keller. Wenn Vater mit der Arbeit in der Werkstatt fertig war, musste ich die Werkstatt aufräumen und das Werkzeug an Ort und Stelle aufhängen. Die Werkbank und der Boden mussten gekehrt werden. Im Sommer und Herbst, wenn Vater Feierabend hatte, ging er danach noch in den Garten, den wir in der Kaiserstraße gepachtet hatten. Hier musste ich ihm soweit ich konnte bei sämtlichen Gartenarbeiten helfen. Was das Säen und Pflanzen anbetraf, hatte ich im Schulgarten an der Schule Kaiserstraße beim Lehrer Bock so manches schon gelernt. Die verschiedenen Gemüse und Salatpflänzchen holte ich vorher beim Gärtner Emonds in der Schulstraße. Die jungen Pflänzchen mussten regelmäßig mit Wasser begossen werden, besonders wenn es trocken war. Das Wasser schleppte ich in kleinen Eimern und Kannen von zu Hause aus den 'Kinte' Berg hinauf zum Garten und begoss die Pflanzen. Mit Mutter ging es dann zum Garten, wenn es was zu ernten gab.

Am schönsten war die Kartoffelernte im Herbst. Da größere Mengen zu ernten waren, zogen wir mit dem Handwagen zum Garten. Wenn alle Kartoffel aufgelesen waren und im Wagen lagen, machte Vater aus dem durren Kartoffelkraut ein Feuer und darin wurden für jeden einige Kartoffeln in der Glut gebacken. Das war für uns ein besonderes Erlebnis, auf das wir uns vorher schon freuten. Mit der Erntehilfe war die Arbeit nicht getan. Kamen wir nach Hause und hatten z.B. Bohnen oder Kohl geerntet, mussten

die Bohnen gewaschen, gefädelt und geschnippelt werden. Der Kohl wurde geschabt, die Erbsen aus der Schale geholt (gekäfert). Bei diesen Arbeiten war Mutter immer froh, wenn sie Hilfe bekam.

Der Garten musste auch gedünkt werden. Im Winter, wenn es gefroren hatte, wurde die Abortgrube leer gemacht und die Fäkalien in alte Kessel gefüllt, die dann mit dem Handwagen zum Garten gefahren wurden. Da wir den Berg ('Kinte' Berg) hinauf mussten, waren alle Mann zum Drücken und Ziehen des Wagens gefordert. Es war nicht angenehm, hinter der stinkenden, manchmal überschwappenden Brühe herzulaufen. Meine älteren Brüder aber auch ich kamen an dieser unangenehmen Arbeit nicht vorbei. Im Winter gab es noch zusätzliche Arbeit. Die Gosse (Sief) fror manchmal zu. Das Abflusswasser ergoss sich in die Straße, und es entstand eine große Eisplatte. Dann musste ich mit der Kreuzhacke eine Ablaufrinne ins Eis schlagen. Die musste jeden Tag erneuert werden. Wir Kinder konnten aber auf der Eisplatte 'die Bahn schlagen', solange bis der Polizist kam und sagte, es müsste gestreut werden. Dann wurde das 'Aschenschoss' aus dem Herd darauf ausgekippt und der Spaß war vorbei.

Auch Betti wurde von den Arbeiten nicht verschont. Sie mußte für die Großen jeden Tag die Schuhe putzen, für genügend Papier auf dem Plums klo sorgen, Mutter dabei helfen, wenn alle Messinggriffe an Türen und Fenster mit Sidol blank geputzt wurden. Freitags wurden alle Messerklingen mit Schmirgelpapier abgerieben und sauber gemacht. Nach dem Mittagessen, wenn alle Kochtöpfe vom Herd waren, wurde die Herdplatte mit Schmirgelpapier blank gescheuert. Bei dieser anstrengenden Arbeit musste ich Mutter manchmal unterstützen.

In der Werkstatt musste ich Vater abends oft an der Abkantbank helfen, wenn er aus Zinkblech Dachrinnen, Abfallrohre, Fensterbänke, Einfassungen oder Abdeckungen als Vorbereitung für den nächsten Arbeitstag anfertigen musste. Gerhard hatte längst Feierabend und nun musste ich Vater behilflich sein. Mit der Kurbel musste ich die Abkanteleiste nach dem Kommando des Vaters auf und ab drehen. Oder es wurden Wülste oder Rohre gedreht. War ich nicht zur Stelle, so musste Mutter manchmal an die Abkantbank. Manchmal durfte ich auch Teer und Dachpappe an Kunden verkaufen, die sie für die Reparatur ihrer Sommerlaube und Kleintierställe benötigten. Ein Meter Dachpappe kostete 50 Rpf. Hatte ich mir dabei die Finger mit Teer versaut, wurden sie mit Margarine und mit Zeitungspapier abgerieben.

Vater hatte etwa Mitte der 30er Jahre den Auftrag erhalten für die Dachdeckerarbeiten am Neubau von Anstreicher und Maler Heinrich Junker,

Haus Ecke Stapper -Franzstraße, heute Pizzeria. Die beiden auswärtig wohnenden Brüder Josef und Gottfried halfen mit, wie es bei größeren Aufträgen üblich war. Kurz vor Fertigstellung fehlten noch etwa 20 Dachziegel, die die Firma Boendgen aus Eilendorf geliefert hatte. Also schickte Vater mich dorthin zum Nachbestellen der fehlenden Dachziegel. Ich sollte nur sagen, es müssten die gleichen sein, wie bereits auf die Baustelle Junker geliefert. Hier konnte sich aber keiner an Fabrikat und Farbe erinnern. Man drückte mir in jede Hand einen Dachziegel und ich sollte Vater fragen gehen, welche von den beiden Ziegeln nun geliefert werden sollten. Auf dem langen Rückweg vom Oberdorf zur Stapperstraße mit der Last der beiden schweren Dachziegel wurden die Beine immer müder und die Arme immer länger, bis die Ziegel fast den Boden berührten. In der Nimmers Straße stolperte ich vor Müdigkeit und fiel zu Boden. Die Ziegel schlugen dabei so hart auf, dass sie in mehrere Stücke zersprangen. und ich verletzte mir an den scharfen Bruchkanten die Finger. Weinend und blutend, in jeder Hand nur noch ein zerbrochener Dachziegel, ging ich zur Baustelle. Nun musste ich erwarten, dass Vater auch noch schimpfen würde, wenn er das Malheur sehen würde. Er schimpfte aber nur über die Leute von Boendgen, die angeblich nichts mehr von der Lieferung wussten. Vater drückte mir einen neuen Dachziegel in die noch blutenden Hände und schickte mich erneut wieder nach Boendgen. Hier hatte Frau Boendgen dann Mitleid, gab mir einige Äpfel und bepflasterte mir die Hände.

Die Arbeit im elterlichen Haus war noch nicht genug. Ich ließ mich von meinem Freund Willi Vinken dazu überreden, beim Bauer Heinrich Woopen auf dem gegenüberliegenden Staßterhof abends die Milch zur Kundschaft zu tragen. Er machte diese Arbeit ein Jahr lang und wollte nun wegen der vielen Schulaufgaben in der letzten Klasse es nicht mehr länger tun. Wir Kinder aus der Nachbarschaft kannten uns ja auf dem Hof aus. Hatten mit dem ein paar Jahre älteren Karl Woopen so oft auf dem Heustall getobt, waren mit den Kühen auf die Weide an der Haarhofstraße gegangen, hatten zugeschaut, wenn das Vieh im Stall gefüttert und getränkt wurde, die Kühe gemolken oder wenn die Dreschmaschine auf dem Hof war. Bei Woopen gab es immer etwas zu sehen und zu erleben. So war dann auch mein Berufswunsch als Kind, Bauer werden. Meine Eltern hatten nichts dagegen, und so ging ich nun an 5 Abenden in der Woche mit der Milchkanne zur Kundschaft die Milch bringen. Sonntags und wenn ich zum Heimabend beim Jungvolk gehen musste, brauchte ich nicht zu gehen. Die Kundschaft war in verschiedene Touren eingeteilt. Die Tour Karlstraße bestand aus folgenden Familien: angefangen bei Familie Jungheim in der Kaiserstraße, dann in der Karlstraße

bei der Familie Keusch, Ecke Karl-Brühlstraße, Lehrer Geulen, Lehrer Timmermann und Familie Rombach. Auf der Tour zur Linde musste ich zu der Familie Lutter, von Coelsstraße, und zur Lederwarenhandlung Keusch. Auf der Tour zur Dahl kam ich zu den Familien Kehren und Savelsberg in der Stapperstraße und zu Familie Delheid in der Karlstraße. Dann zu Fräulen Herpers in der Kirchfeldstraße. Samstags wurde die gebrachte Milch von der Kundschaft bezahlt. Der Preis für einen Liter Milch betrug 22 Rpf. Dann durfte ich auch kassieren. Dabei fielen manchmal auch ein paar Pfennige für mich ab. Von der Frau Rosalia Woopen bekam ich beim Abliefern des Geldes den Wochenlohn ausgehändigt. Ich bekam dann ein silbern glänzendes 50-Pfennigstück (Krenche) und ging damit stolz nach Hause.

Nach einer Weile hatte ich damit einige Mark angespart. Statt sie auszugeben, meinte Mutter, sollte ich damit zur Sparkasse gehen und ein Sparbuch anlegen, dann bekäme ich auch noch Zinsen. Mit Mutter ging ich dann bei nächster Gelegenheit zur Spar- u. Darlehenskasse und bekam vom Rendanten, Herrn Jakob Amian, ein Sparbuch ausgehändigt. Liesbeth und Gretchen, die beiden Mädchen der Familie Woopen, mussten Sonntags, weil ich dann frei hatte, die Milch austragen. Wenn sie aber etwas Besseres vorhatten, versuchten sie, mich zu überreden und boten mir 20 oder manchmal 30 Pfennige an, wenn ich für sie die Milch austragen würde. Diese Gröschelchen reizten mich schon, und ich ließ mich schnell überreden. Die Wege zu den Kunden waren doch recht weit und die Milchkanne schwer. Außerdem war ich zu lange unterwegs. Lisbeth, die älteste Tochter, lehrte mich dann das Fahrradfahren. Als ich das einigermaßen konnte, hängte sie mir eine volle Milchkanne an die Lenkstange, half mir auf das Rad und ließ mich fahren. Doch das ging nur wenige Meter gut, ich kam bald ins Wackeln und fiel mit dem Rad nebst Milchkanne auf die regennasse Straße. Nun war es vorerst mal vorbei, mit dem Fahrrad die Milch auszufahren. Zu Ostern und Weihnachten hatte Frau Woopen eine große Überraschung für mich parat.

Am Karfreitag bekam ich viele Eier in allen Größen geschenkt. Vom kleinsten Taubenei, Hühnerei, Entenei, Gänseei bis zum Truthuhnei war alles mehrfach dabei. Mutter war froh für die vielen Eier, sie brauchte dann keine zu kaufen. Die Hühnereier wurden gleich hart gekocht. Betti und ich hatten keine Ruhe bis wir die noch leicht warmen Eier endlich mit bunter Farbe bemalen konnten. Mit Pinsel und Wasserfarbe aus dem Schulmalkasten begann die Klexerei und wir hatten bald mehr Farbe an den Händen als auf den Eiern. Wenn dann die Farben trocken waren wurden die Eier mit einer Speckschwarte eingerieben bis sie schön glänzten. Am Ostersonntagmorgen vor dem gemeinsamen Frühstück war traditionsgemäß Ostereiertippen. Jeder

der Familie nahm sich ein buntes Osterei in die Faust, umklammerte es fest und dann begann das Tippen, jeder gegen jeden. Die schönen bunten Eier wurden aufeinander geschlagen, Spitze gegen Spitze und Rundung gegen Rundung. (Fötche gegen Fötche). Wer am Schluss sein Ei noch ganz hatte, hatte gewonnen und bekam die beschädigten Eier von den anderen. Die älteren Brüder wollten uns Kleinen manchmal überlisten. Die Spitze der Eier ist naturgemäß stärker als die Rundung. So tippten sie dann unauffällig und unfairerweise mit der Spitze, um uns die Eier abzuluxen. Mutter passte dann auf, dass alles gerecht zuging. Gelang es, ein Ei kaputt zu schlagen, dann gab es immer einen lauten Freudenschrei des Gewinners.

Weihnachten gab es bei Wooten mit Schokolade überzogene Printenmänner, mit und ohne Nüsse, Spekulatiusmänner, mehrfach in allen Größen. Darüber freute sich bei uns die ganze Familie.

Das Fahrradfahren lernte ich immer besser, und so war zu Hause kein Fahrrad mehr sicher. Sobald ein Fahrrad (wir hatten 2) von Vater oder Gerhard nicht gebraucht wurde, war ich damit unterwegs. Ein neuer Freundeskreis, der auch Fahrräder hatte, entstand und so wurden Fahrten in den Wald, nach Merzbrück, in den Nellessenpark, zu den Baustellen des Westwalls, zu den Soldaten und in die nähere oder weitere Umgebung durchgeführt. Vater und Gerhard hatten das nicht gerne, denn wenn sie die Fahrräder brauchen wollten, war meistens ein Reifen platt gefahren. Dann schimpfte Vater heftig mit mir. Zu dieser Zeit bestand bei den kleinen Handwerkern der Lieferwagen aus Stoßkarre und Fahrrad. Sie waren also auf die Räder zu jeder Zeit angewiesen. Abschließen konnte man die Räder nicht, denn Diebstahl kannte man so gut wie nicht.

Um diesem Zustand und dem Schimpfen ein Ende zu bereiten, hat Gerhard mir dann beigebracht, wie man Schläuche flicken kann, und so musste ich das dann selber machen. Es fiel auch jetzt nicht mehr auf, wenn ich trotz Verbot des Vaters mal mit dem Rad unterwegs gewesen war. Da wir kein Telefon hatten, musste ich für Vater bis dahin alle Besorgungen zu Fuß machen. Dafür durfte ich nun das Fahrrad benutzen. Der weiteste und beschwerlichste Weg war zur Baustoffhandlung Boendgen die steile Cockerillstraße hinauf, wo ich oft Bestellungen aufgeben musste. Dort ging ich am liebsten hin, denn vom Herrn Boendgen Senior, der wie ein Patriarch hinter einem großen Eichenschreibtisch saß, bekam ich dann immer ein 50-Pfennigstück. Das war dann bequemer verdient als das Milchaustragen.

Es gab auch Arbeiten, die ich nicht alleine durchführen konnte. Beispielsweise musste ich öfters für Vater mit einem Kanister Benzin an der

Tankstelle bei Geisler an der Ecke Marien- Grubenstraße holen. Der volle 10 Liter Kanister war für mich zu schwer. Mein Freund Hubert Zimmermann musste mir dabei helfen. Wir schoben ein Eisenrohr unter den Griff und konnten so gemeinsam den Kanister tragen. Auch musste ich manchmal gebrannte Kalksteine vom Kalkwerk Thelen an der oberen Heckstraße holen. Auch hierbei half mir mein Freund Hubert. Wir fuhren dann mit dem Handwagen die steile Heckstraße hinauf bis zum Kalkwerk. Bevor wir aber den Kalk holten, fuhren wir ein paar Mal mit dem Handwagen die abschüssige Heckstraße hinunter, was für uns immer ein Gaudi war. So wurde der beschwerliche Weg doch noch zu einem Vergnügen für uns. Vater löschte dann den Kalk im Keller und lagerte ihn in dem halb zugeschütteten Brunnen. Dort blieb der Kalk schön feucht und wurde eimerweise verkauft.

Veranstaltungen und Besuche.

Jedes Jahr veranstaltete der Geflügelzuchtverein Eilendorf von 1907 und der Kaninchenzuchtverein Eilendorf von 1909 eine große Leistungsschau. Viele meist prämierte Tiere wurden zur Schau gestellt. Die Ausstellung war meistens in der Gaststätte Donner im Oberdorf, manchmal aber auch in den Sälen bei Vinken oder Geulen. Beim Geflügelzucht Verein wurden in einzelnen Stahlkäfigen Hühner, Zierhühner, Tauben und Wassergeflügel gezeigt. Beim Kaninchenzuchtverein konnte man sämtliche Rassenarten von Kaninchen bewundern. Dort gingen wir mit den Eltern jedes Mal hin. Vater war auch Mitglied im Kriegerverein. Zur Weihnachtszeit veranstaltete der Verein eine Weihnachtsfeier im Saalbau Geulen. Hier kam immer der Nikolaus und wir Kinder durften uns auf der Bühne eine Tüte mit Süßigkeiten abholen. Der Turnverein Eintracht veranstaltete auf der Wiese bei Geulen oder an der Cockerillstraße neben der Firma Rheingold jedes Jahr ein Turnfest. Die Hauptattraktion war das Errichten von menschlichen Pyramiden. Jedes Jahr kam auch ein Zirkus nach Eilendorf. Er gastierte dann für ein paar Tage auf dem Marktplatz oder Bahnhofplatz Zum Aufstellen der hohen Artistengerüste benötigten die Zirkusleute manchmal eine 10 Meter lange Leiter Die liehen sie sich bei uns. Dafür bekamen wir einige Freikarten geschenkt. Mit Gerhard besuchte ich dann die Vorstellung.

Zu den regelmäßigen Besuchen gehörten auch die Besuche der Mutter bei alten und kranken Leuten in Eilendorf. Ihr gutmütiges Herz trieb sie dorthin. Sie ging nie alleine, sondern nahm mich immer mit. Vielleicht sollte es für mich eine Erziehungsmaßnahme sein, die Kranken und Armen nicht zu

vergessen. Für mich waren diese Besuche nicht erfreulich und sehr langweilig. Ich war jedes Mal froh, wenn wir bald wieder nach Hause gingen.

Auf der Kirmes.

Sowohl zur Sommer- wie Herbstkirmes auf dem Eilendorfer Marktplatz und zur Nirmes gingen die Elter mit uns Kleinkindern am jeweiligen Kirmessonntag. Sie wollten uns eine Freude machen mit Karussellfahren und Schaukeln. Auf dem Kirmesplatz drängte sich immer eine große Menschenmenge zwischen den Karussells und Buden, und wir mussten uns dadurch quälen. Mutter hielt uns fest an der Hand, damit wir nicht verloren gingen. Mutter versuchte auch immer mal ihr Glück an Losbuden und Glücksrädern, was aber nie viel brachte. Mir lag nicht viel am Karussellfahren. Ich war materialistischer, vielleicht auch ängstlicher als Betti und kaufte mir lieber etwas zum Spielen oder Süßigkeiten. Das Rauch- und Süßwarengeschäft Völl direkt neben dem Marktplatz auf der Von-Coels-Straße. war Kirmessonntag geöffnet, und hier holte ich mir Schokoladenbruch von Trumpf oder Storkklümpchen, 5 Stück für 5 Pfennige. Im Kaisersaal (Kino), konnte man bei Heeren auf der ersten Etage Fritten kaufen. Der Andrang war so groß, dass die Leute bis im Treppenhaus standen. Bei den Großeltern und den Tanten bekamen wir ein paar Groschen Kirmesgeld und damit konnten wir dann montags auch noch mal alleine oder mit Freunden zur Kirmes gehen. Anfang der 30er Jahre stand auf dem Marktplatz noch ein Kinderkettenkarussell, das von Hand angetrieben wurde. Oben im Turm stand ein schweißtriefender Mann, der mit kräftigen Armen gegen die Sprossen drückte, um das Karussell in Bewegung zu setzen.

Vater arbeite an den Kirmesmontagen nur in der Werkstatt. Gerhard ging sonntags zum Kirmesball, und dann wurde es meistens spät. Vater konnte es dann nicht verantworten, am nächsten Tag mit ihm aufs Dach zu steigen.

In den großen Sommerferien war Kirmes auf dem Aachener Bendplatz. Die Eltern wollten uns Kindern eine besondere Freude machen und fuhren mit uns dorthin. Mit Vater ging ich auf die gruselige Geisterbahn, wir bestiegen ein Flugzeugkarussell, das uns hoch in die Luft hob und von dem aus wir über den ganzen Platz schauen konnten. Wir sahen uns das gefährliche atemberaubende "Motorrad an der Steilwand" an. Hier rasten mit laut knatternden Motorrädern Männer und Frauen rund um die senkrechte Wand. Mutter musste dann mit Betti immer draußen warten. Aber auch für

sie gab es die Raupenbahn und kleinere Karussells. Wir durften uns auch Süßigkeiten kaufen. Mutter freute sich immer auf die herrlich duftenden gebrannten Mandeln.

Unterhaltung. und Freizeit.

In Eilendorf gab es vor dem Krieg verschiedene Möglichkeiten der Unterhaltung. Alle Vereine hatten jedes Jahr ihre besonderen Feste und Veranstaltungen, die auch von der Bevölkerung rege besucht wurden. Die Veranstaltungen fanden meistens in den großen Sälen bei Geulen in der "Schmiede", im "Lindenhof" bei Vinken, im "Viktoriaaal" in Nirm oder im Saal bei Hess statt.

Der Männergesangverein "Sängerbund" führte jedes Jahr im Saal vom "Lindenhof" ein Singspiel auf. Am beliebtesten war das Singspiel "Winzerliesel". Dabei durfte meine Schwester Betti mit anderen Kindern mitspielen. Es war selbstverständlich, dass unsere Familie dorthin ging. Onkel Josef war in dem Verein ein eifriges Mitglied. Aus Kostengründen machte er die Plakate für die Veranstaltungen selbst. Hierbei durfte ich ihm bei der Ausmalung der Beschriftung helfen, was mir Freude machte.

Die "Erholungsgesellschaft" von 1889, ein Theaterverein, hatte gelegentlich Theateraufführungen auf den Bühnen der Säle. Die Stücke wurden meistens in Eilendorfer Mundart aufgeführt. Wenn lustige Stücke zur Aufführung kamen, gingen wir auch dorthin. Mit dem Dialekt hatten wir keine Schwierigkeit, denn bei uns zu Hause wurde nur Plattdeutsch gesprochen.

Auch während des Krieges gab es noch verschiedene Möglichkeiten der Unterhaltung. Tanz- und Jazzmusik waren verboten. An Stelle von Tanzunterhaltungen traten in verschiedenen Lokalen und Varietés Conférenciers auf. So auch in der Wirtschaft bei Geulen, wo jeden Sonntagnachmittag von 16 bis 18 Uhr der Komiker Fucke Felix auftrat und seine Witze erzählte. Restaurants und Cafes mussten offen gehalten werden. Zum Ausschank gelangte ein dunkles alkoholfreies Bier, im Volksmund "Fliederbier" genannt. In den Cafes gab es Kuchen gegen Abgabe von Brot- und Zuckermarken., dazu bekam man "Muckefuck" (Kaffeersatz). In unregelmäßigen Abständen erhielten die Lokale auch schon mal eine Zuteilung von echtem Bier oder Schnaps in kleinen Mengen. Doch oft hörte

man, dass diese Zuteilungen als Kompensationsmittel gegen andere Mangelware eingetauscht wurden.

Am meisten wurden die Kinovorstellungen besucht. Kinos mussten auch bis gegen Ende des Krieges offen gehalten werden. Es war die preiswerteste und beliebteste Art, sich für zwei Stunden unterhalten zu lassen. An den Kinokassen standen vor den Veranstaltungen immer lange Mensenschlangen. Kriegsversehrte Soldaten erhielten 50 % Nachlass und wurden bevorzugt reingelassen. Alle Vorstellungen waren immer ausverkauft. Stundenlange Fußmärsche wurden gern in Kauf genommen, wenn die öffentlichen Verkehrsmittel, wie so oft, ausfielen.

Die beliebtesten Unterhaltungsfilm waren z.B. "Quax der Bruchpilot", "Der weiße Traum", "Königswalzer", "Es war eine rauschende Ballnacht", "Dreimal Hochzeit", "Romanze in Moll", "Der Postmeister", "Die Drei von der Tankstelle", "Burgtheater", "Kollege kommt gleich", "Gräfin Mariza", "Himmel deine Sterne", "Wunschkonzert", "Wiener Blut", "Wir machen Musik", "Königswalzer", "Frau meiner Träume", "Frauen sind doch bessere Diplomaten", "Reitet für Deutschland" u.v.a. Dann kamen auch die ersten Buntfilme mit den Titeln "Die goldene Stadt" und "Münchhausen". Aber auch Sport-, Bergsteiger-, Tier- und Landschaftsfilm wurden gezeigt. Ausländische Produktionen blieben der Bevölkerung vorenthalten.

Die beliebtesten Schlager aus diesen Filmen hießen: "In der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine", "Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder, es ist zu schön um wahr zu sein", "Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein", "Kauf dir einen bunten Luftballon", "Wir machen Musik, da geht uns der Hut hoch", "Heimat deine Sterne", "So schön wie heut, so müsst es bleiben, so müsst es bleiben für uns zwei", "Sing Nachtigall sing", "Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern", "Gute Nacht Mutter", "Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen und dann werden tausend Wünsche wahr" u.v.a. Diese Lieder prägten sich schnell in den Köpfen der Menschen ein und wurden von Alt und Jung gerne nachgesungen. Vor jedem Film erschien zuerst die Wochenschau, die über die Kriegseignisse an allen Fronten informiert.

Die zu dieser Zeit beliebtesten Künstler waren: Marika Röck, Ilse Werner, Zarah Landheer, Olga Tschechowa, Luise Ullrich, Christine Söderbaum, Ida Wüst, Erna Sack, Claire Walldorf, Rossita Serrano, Evelyn Künneke, Lil Dagover, Käthe Haack, Heinz Rühmann, Theo Lingen, Hans Moser, Willi Fritsch, Willi Birgel, Johannes Heesters, Attila und Paul Hörbiger, Paul Dahlke, Carl Raddatz, Hans Richter, Hans Albers, Emil

Jannings, Heinrich George, Gustav Knuth,, Otto Gebühr, Victor de Kowa, Hans Söhnker, Karl Schönböck u.v.a. Diese Namen sind heute noch vielen älteren Menschen bekannt.

Mit etwa 16 Jahre besuchte ich dann mit meinem Freund Erich regelmäßig diese Filme, und es dauerte dann auch nicht mehr lange, bis wir beide auch eine Freundin hatten. Die beiden Mädchen waren auch Freundinnen und besuchten die gleichen Filme wie wir. Die Schwarzhhaarige hieß Maria und die Blonde Ria. Wir hatten uns vorher schon verständigt, wer die Schwarze und wer die Blonde nehmen sollte, denn die Namen kannten wir zunächst noch nicht, weil wir in verschiedene Schulen gegangen waren. Mir gefiel die Blonde am besten. Nun mussten wir uns ein Herz fassen und die Mädchen ansprechen. Das überließ ich dem Freund Erich. Schnell hatten wir uns für den nächsten gemeinsamen Kinobesuch verabredet. So konnten wir nun zu viert gemeinsam Kinovorstellungen besuchen oder spazieren gehen. Unsere Eltern durften von diesen Treffen nichts wissen, denn sie hielten uns für viel zu jung, um ernsthafte Beziehungen anzufangen. Aus der Bekanntschaft wurde schnell Freundschaft und aus der Freundschaft bald auch Liebe. Die Beziehungen zerbrachen nach dem Krieg.

Auf Jugendschutz wurde geachtet. Der HJ-Streifendienst kontrollierte die Kinos, wenn nicht jugendfreie Filme gezeigt wurden. Die Jugendlichen wurden dann zur Polizeiwache gebracht und gebührenpflichtig verwart. Wenn man sich aus dem Kreis der HJ-Führer gut kannte, wurde ein Auge zgedrückt.

Neben den Natur- und Unterhaltungsfilmen wurden auch Kriegs- und Propagandafilme gezeigt mit den Titeln: "Legion Condor", "U-Boote am Feind", "Fallschirmjäger", "Feuertaufe", "Waffenschmiede", "Stukas" u.v.a.. Dann auch die antisemitischen Filme wie: "Jud süß", "Der ewige Jude", "Das Erbe", "Ohm Krüger", um nur einige zu nennen. Schon die Titel ließen den Inhalt des Filmes erahnen. Wenn ein solcher Film nicht in Eilendorf im Kaisersaal am Markt aufgeführt wurde, scheuten wir nicht den weiten Weg nach Stolberg oder Aachen. Nach Stolberg gingen wir ab Bayerhaus durch den Wald hin und zurück zu Fuß. Nach Aachen gingen wir ins Ufa-Kino im Hochhaus am Hauptbahnhof. Für die Abendvorstellung musste man sich die Karten im Vorverkauf am Sonntagmorgen besorgen. Ich fuhr dann mit der Straßenbahn, die sonntags nur jede Stunde fuhr, die Karten holen. Auch hier stand immer eine lange Menschenglange vor der Kasse, und man musste immer befürchten, dass es plötzlich hieß, die Vorstellung ist ausverkauft. Es konnte auch passieren, dass ich Karten bekam, die nicht nebeneinander

waren, was für uns Liebende sehr ärgerlich war. Nachmittags fuhren wir vier dann gemeinsam mit der Straßenbahn dorthin. Abends gingen wir dann zu Fuß nach Haus, was uns einen Heidenspaß machte. Trotz Beruf, Schule, Aufgaben, Luftschutzwache, Fliegeralarm und HJ-Dienst fand ich immer noch Zeit und Gelegenheit, um mich mit meiner Freundin heimlich zu treffen, um spazieren oder ins Kino zu gehen.

Für HJ- Führer und Mitglieder der “Deutschen Arbeitsfront“ (DAF) gab es den Theaterring. Hierdurch konnten im Stadttheater Aachen Theateraufführungen zu verbilligten Preisen besucht werden. Doch so manche Kino- und Theatervorstellung wurde durch Fliegeralarm unterbrochen. Dann hieß es, schleunigst in den nächsten Luftschutzkeller. In den Herbst- und Wintermonaten musste ab 19 Uhr damit gerechnet werden und dann nochmals gegen 22 bis 23 Uhr, wenn die Flugzeuge aus dem Reichsgebiet zurück kamen. Die Anfangszeiten wurden deshalb ständig der Dunkelheit angepasst. Die bekannten Filmschlager waren auch im Rundfunk zu hören. Doch dazu brauchte man ein Radio, das noch nicht in allen Haushaltungen vorhanden war. Durch ständiges Wiederholen prägten sich die Lieder schnell in den Köpfen der Hörer ein. Das Lied von der “Lily Marleen“, gesungen von Lale Anderson, wurde schnell zum unübertroffenen Hit der Kriegsjahre und wurde sogar von den Engländern gesungen. Während des Krieges entstanden aber auch noch eine ganze Reihe von Soldatenliedern. Jede Waffengattung hatte ihr besonderes Lied, das auch schnell besonders von der Jugend mitgesungen wurde.

Sammlungen.

Deutschland verfügt über keinerlei Rohstoffe außer Kohle und Holz und war während des Krieges von Zulieferungen aus dem Ausland abgeschnitten. Die schon vor dem Krieg durchgeführten Altmetall und Spinnstoffsammlungen wurden mit Beginn des Krieges noch intensiviert. Man übertrug das Sammeln hauptsächlich der Schuljugend. Wer einen Handwagen hatte, zog dann mit einigen Kameraden durch die Straßen und sammelte, was die Leute bereit gestellt hatten. Da wir zu Hause einen Handwagen hatten, war ich immer mit von der Partie. In einer Ecke am Schulgebäude wurden die Kleinmengen gelagert bis ein Lkw sie abholte. Besonders begehrt waren die Buntmetalle wie Kupfer, Bronze, Zinn und Messing. An den Sammeltagen brauchten wir keine Hausaufgaben zu machen. Aber nicht nur Altmetalle, Spinnstoffe und alte Kleider wurden

gesammelt, sondern auch Eicheln als Kaffeeersatz, Bucheckern zur Ölgewinnung, Heilkräuter, Pilze, Hagebutten, Ebereschen, Brombeeren und nach der Ernte die Ähren auf den Feldern. Anfang des Krieges kam das Gerücht auf, dass die Engländer nachts Kartoffelkäfer über Deutschland abwerfen würden, um die Kartoffelernte zu vernichten. In den Gärten und Feldern mussten wir den Kartoffelkäfer suchen gehen. Das hatten die Gartenbesitzer nicht gerne, da auch manches kaputt getreten wurde.

Die Soldaten kommen.

Im Frühjahr 1936 begann die Remilitarisierung des Rheinlandes. Aachen wurde Garnisonstadt. Am 7. März kamen die ersten Truppen nach Aachen. Wir waren gerade zur Pause auf dem Schulhof der Schule Kaiserstraße. Ein Klassenkamerad schrie: „Da kommen Soldaten“. Alle Kinder liefen an den Zaun, um die Soldaten, die auf der Josefstraße mit Pferden und Bagagewagen in Richtung Aachen vorbei zogen, zu sehen. Sie hatten die Stahlhelme aufgesetzt. Wir Kinder schauten begeistert und neugierig zu, doch bei den Erwachsenen herrschte Besorgnis vor einem eventuellen Krieg. Es war nur eine kleine Vorhut, die am Eilendorfer Bahnhof ausgeladen worden war. Sie gehörten, wie wir später erfuhren, zum Inf. Regiment 39 aus Münster i. Westf.. Sie wurden vorerst in Sälen von Gastwirtschaften und in der Maschinenbauschule untergebracht. Später dann in der Gelben Kaserne am Elsassplatz (heute Kennedy-Platz). Das Regiment wurde später umbenannt in 78. Inf. Regt. Nun mussten eiligst Kasernen gebaut werden, denn die Stadt war auf die Truppen in keiner Weise vorbereitet worden. Das war für das hiesige Baugewerbe in der Aachener Region von großer Bedeutung. Es gab Arbeit und Brot für viele Firmen und Erwerbslose. Die Handwerksbetriebe wurden befragt, wie viel Leute sie beschäftigt hätten und wie viele sie im Auftragsfall beschäftigen könnten. Vater erhielt auch eine Anfrage. Er gab an, dass er 2 bis 3 Leute beschäftigte und könnte im Auftragsfall 3 bis 4 beschäftigen. Das war aber viel zu wenig bei diesen großen Bauvorhaben und so konnte er bei dem Wettbewerb nicht berücksichtigt werden.

So wurden bald mehrere Kasernen am Rand des Stadtgebietes gebaut. Zuerst die Theodor Körner Kaserne an der Lintertstraße. Dann die Galwitz Kaserne am Kornelimünsterweg und zuletzt die Lützow Kaserne an der Trierer Straße. Nach der Fertigstellung kamen dann immer mehr Soldaten in die Stadt. Es waren meistens Infanterieeinheiten. Das Truppen-Übungsgelände war bei Buschmühle. Dorthin marschierten die 78er aus der

Gelben Kaserne mehrmals in der Woche durch Eilendorf über Bayerhaus zur Übung im Gelände. Wenn sie nachmittags müde zurückkamen, sprach sich das unter uns Jungen schnell rund und es hieß dann: „Die Soldaten kommen“. Wir liefen oder fuhren mit dem Fahrrad dann schnell zur Von-Coels-Straße, um die Soldaten zu sehen. An der Spitze ritt ein aufrecht sitzender strammer Offizier auf einem Pferd. Mit dem Gewehr über die Schulter, marschierten die Soldaten im Gleichschritt singend in Richtung Aachen. In den ersten Reihen gingen die Unteroffiziere, dahinter Soldaten mit Maschinengewehren und Munitionskisten in den Händen. Laut schalten auf dem Kopfsteinpflaster die Schritte mit den Nagelstiefeln. Einige Bagagewagen und die Feldküche fuhren am Schluss der Kolonne. Die Pferde rutschten auf den Pflastersteinen und kamen manchmal zu Fall. An manchen Tagen wurden die Soldaten auch von einer Musikkapelle begleitet. Wir Jungen waren immer voller Begeisterung, wenn die Soldaten kamen, und liefen ein Stück des Weges mit. Die Begeisterung verschwand schnell, als wir schließlich auch Soldat wurden.

Im Frühjahr 1938 begann im Aachener Raum und der Eifel der Bau des Westwalls. Viele Bauarbeiter kamen in den Ort und wurden in den Sälen der Gastwirtschaften untergebracht. Für uns Jungen begann eine spannende geheimnisumwitterte Zeit. Fast täglich unternahmen wir mit dem Fahrrad Erkundungsfahrten zu den Baustellen, um Neuigkeiten auszukundschaften. Wir wurden aber meistens weggejagt, da alles streng geheim war. Es wurden die tollsten Gerüchte erzählt. Zu dieser Zeit nahm mich Christian Gelhen mit seinem Lieferauto mit, wenn er die Gastwirtschaften in der Eifel, wo die Bauarbeiter wohnten, mit Rauch - und Süßwaren belieferte. Nachdem die Betonbunker und Höckerlinien gebaut waren, kamen Pioniere und bauten Wellblechunterstände, Erdstollen, Beobachtungsstände und Laufgräben.. Danach kam der Reichsarbeitsdienst (RAD) und legte die Draht Hindernisse an. Wir Jungen waren in jeder freien Minute mit dabei und versorgten die Soldaten und RAD-Männer mit Getränken.

Einmal im Jahr war an einem Sonntag „Der Tag der Wehrmacht“. Die Kasernen konnten besichtigt werden. Auf dem Gelände des Truppenübungsplatzes Buschmühle veranstalteten die 78er eine große Gefechtsschau. Alle Jungen waren begeistert und wollten dorthin gehen. Die Eltern waren nicht davon begeistert und wollten auch nicht dahin gehen. In der Schule hatten wir uns mit mehreren Kameraden zum Besuch verabredet. Mutter erlaubte es auch, aber vorher musste ich um 14 Uhr noch die Christenlehre in der Kirche besuchen. Danach eilte ich in Richtung Bayerhaus und von da aus in den nahe gelegenen Wald in Richtung

Buschmühle. Ich war natürlich dadurch viel zu spät, um alle Vorführungen zu sehen. Dennoch hatte es sich gelohnt, dass ich den weiten Weg gelaufen war. Am Schluss der Schau stürmten viele Reiter in traditionellen Uniformen aus dem Wald hinunter auf die Wiesen des Übungsgeländes. Dazu spielte die Musikkapelle "Das ist Lützows wilde verwegene Jagt". Am nächsten Tag konnte ich dennoch an den lebhaften Diskussionen unter den Klassenkameraden teilnehmen.

Zu Beginn des Krieges wurde in der oberen Haarhofstraße auf einer Wiese eine 8,8 cm schwere Flakbatterie zum Schutz der Stadt vor Flugzeugangriffen stationiert. Am "Tag der Wehrmacht", der 1940 zum letzten Mal begangen wurde, durfte die Bevölkerung die Stellung besichtigen. Das war für uns Jungen ein besonderes Ereignis, nun einmal hautnah an die Geräte und Geschütze zu kommen. Wir durften uns alles anschauen und an einem Geschütz mit der Handkurbel das Geschützrohr seitwärts und rauf und runter drehen. Am Kommandogerät konnten wir durch die Ferngläser schauen und einen Blick in das Funkmessgerät werfen. Die Funktionen wurden uns alle von einem Wachtmeister erklärt. Am nächsten Tag gab es in der Schule noch viel Diskussionsstoff. Aber keiner der Klassenkameraden dachte zu dieser Zeit daran, dass auch er in einigen Jahren als Soldat in den Krieg ziehen würde und aus diesem Spiel dann bitterer Ernst werden würde.

Kriegsbeginn.

Ich war 12 Jahre alt, als der Krieg am 1. September 1939 ausbrach. Als Kind hatte man keine Vorstellung von der Bedeutung dieses Ereignisses und fand die Zeit interessant. Die Front war in Polen, und die war weit weg. Als erste Maßnahme wurde die Rationierung von Lebensmitteln und Bekleidung eingeführt. Doch die vorgesehenen Mengen waren anfangs noch reichlich bemessen, so dass es vorläufig keine Not gab. Im Laufe des Krieges wurden die Zuteilungsmengen aber immer mehr gekürzt. Man hörte von Einberufungen im Verwandten- und Bekanntenkreis. Unser Josef wurde, wie bereits erwähnt, erstaunlicherweise als erster von den Brüdern eingezogen, obwohl er der älteste war.

Die Brief- und Paketpost zu und von den Soldaten in die Heimat wurde mit der Aufschrift "Feldpost" kostenlos befördert. Damit die Standorte der Einheiten geheim blieben, erhielten die Postsendungen eine 5-stellige

Feldpostnummer (Fp. Nr.). Für die Flaksoldaten in Deutschland musste neben der Feldpostnummer noch ein Luftgaupostamt angegeben werden (LgPa). Durch Kampfhandlungen kamen die Sendungen manchmal mit großer Verspätung beim Empfänger an. Mutter gelang es immer wieder, trotz knapper Lebensmittelzuteilungen etwas abzuzwacken und davon Süßigkeiten zu backen, die sie dann mit ein paar Zigaretten an die im Feld befindlichen Brüder schickte. Zuerst durften Päckchen bis 500 Gramm verschickt werden. Oft waren aber die Postverteilstellen überlastet und dann wurde das zulässige Gewicht auf 100 Gramm reduziert. Die findigen Hausfrauen machten dann 5 Päckchen zu je 100 Gramm und banden alle mit einer Kordel aneinander, daraus wurde dann ein Kettenpaket. Die Soldaten erhielten auch Zulassungsmarken für 500-Gramm Pakete. Soldaten die in weit entfernten Ländern wie Rußland, Norwegen, Italien oder Afrika stationiert waren, erhielten Luftpostbriefmarken, die von der Truppe ausgegeben wurden. Die Soldaten in den Ländern Dänemark, Frankreich und Italien hatten die Möglichkeit, von dort aus Pakete mit Mangelware nach Haus zu schicken. So schickte unser Willi, der im letzten Kriegsjahr in Italien war, Ledersachen wie Handschuhe, Geldbörsen Brieftaschen etc. und Apfelsinen. Mutter konnte damit Kompensationsgeschäfte machen, die uns zu mehr Lebensmittel verhalfen. Trotz angedrohter Todesstrafe bei Postraub gingen immer wieder Pakete verloren.

Der Schulunterricht ging normal weiter. Wir wurden durch den täglich veröffentlichten Wehrmachtbericht über das Geschehen an der Front informiert. Der Bericht wurde immer um 14 Uhr im Radio gesendet und mit Spannung erwartet.

Der Feldzug in Polen war nach 4 Wochen beendet und wir glaubten, der Krieg sei gewonnen und vorbei. Aber bald kam Einquartierung nach Eilendorf. Die Säle der Wirtschaften wurden mit Soldaten belegt. Auch gab es Einquartierung in den Privathäusern. Alle, die noch eine Schlafgelegenheit für einen Soldaten hatten, wurden gebeten, diese zur Verfügung zu stellen. Als erstes kam ein Infantriebataillon aus Nordfriesland nach Eilendorf. Es war benannt nach seiner Herkunft als das "Friesenbataillon". Im Pfarrheim an der Marienstraße war die Kommandantur. Im Schulgebäude an der Kaiserstraße war eine Schreibstube. Auf dem Schulhof stand die Feldküche. Wenn nach der Essenausgabe noch Essen übrig war, konnten wir Kinder das am Kessel abholen und mit nach Hause nehmen. Die Pferde waren bei den Bauern untergestellt. Für uns Jungen war das eine interessante Zeit. Wir waren stets bei den Soldaten.

Im April 1940 war die Besetzung von Dänemark und Norwegen durch deutsche Truppen erfolgt. Auch dieser Krieg hatte weit von der Heimat entfernt stattgefunden, so dass wir immer noch keine richtige Vorstellung hatten, was Krieg bedeutet und wie grausam er noch sein würde. Warum die Soldaten sich hier in Grenznähe so lange aufhielten, wurde uns erst am 10. Mai 1940 bewusst. Morgens gegen 5 Uhr wurden wir von starkem andauernden Flugzeuggeräuschen geweckt. Der Westfeldzug hatte begonnen, wie wir später erfuhren. An diesem Morgen wurden wir von der Schule nach Hause geschickt. Man musste damit rechnen, dass Aachen von feindlicher Artillerie beschossen würde, dass war aber völlig absurd. Ein Tag später war am Nachmittag das erste feindliche Flugzeug über Aachen und Eilendorf zu sehen. Es soll ein englisches Flugzeug gewesen sein. Bomben wurden nicht abgeworfen. Wir waren zu dieser Zeit mit unserer Schulklasse zum Sport auf dem Sportplatz am Hess, als die Flakbatterie an der Haarhofstraße das Flugzeug plötzlich beschoss. Neugierig schauten wir alle in den blauen Himmel und sahen das Flugzeug und die schwarzen Sprengwolken der explodierenden Flakgranaten über unseren Köpfen. Lehrer Bock erkannte die Gefahr und schrie mehrmals laut: „hinlegen, hinlegen“. Er stellte sich unter den Torpfosten, um sich vor herabfallendem Granatsplittern zu schützen. Am 12. Mai war dann nachts der erste Luftangriff auf Aachen. Am Hasselholzer Weg fielen 9 Bomben und es gab dabei einen Toten. Die ersten belgischen Gefangenen wurden am 13. Mai durch Eilendorf geführt. Nun erfolgten nachts immer wieder kleine Störangriffe feindlicher Flugzeuge auf die Stadt, bei denen immer wieder einige Bomben abgeworfen wurden.

Am 9. Juni 1940 wurden wir nachts während eines Fliegeralarms, wir waren wie üblich nicht im Keller, durch einen gewaltigen lauten Knall aufgeweckt. Es konnte nur ein Bombenabwurf in der Nähe sein. Die ganze Familie geriet in Panik und raste so schnell es ging in den Keller. Aber 6 Menschen gleichzeitig im Flur und auf der Kellertreppe war schon ein Chaos. Ich lief nicht, ich sprang die Treppe hinunter und zitterte vor Angst und Aufregung am ganzen Körper. Mutter hatte Sorgen um mich und befürchtete, ich könnte zeitlebens das Zittern behalten. Doch nach einigen Stunden hörte das Zittern allmählich auf. Was war geschehen, was uns so in Schrecken versetzt hatte?. An der Heckstraße, weit weg von unserem Haus, waren 9 Bomben gefallen. Es gab zwar großen Sachschaden aber keine Verletzten und keine Toten, nur eine Kuh wurde getötet. Damit hatte Eilendorf den ersten Bombenangriff erlebt. Vater hatte danach viel Arbeit bekommen, denn an zahlreichen Häusern waren die Dachziegel weggeflogen.

Nach dem Frankreichfeldzug, der nach etwa 6 Wochen zu Ende war, kam eine motorisierte 15 cm schwere Artillerieeinheit nach Eilendorf. Die Geschützlafetten und die Geschützrohre wurden getrennt von Zugmaschinen mit Raupen gezogen. Die Geschütze standen auf dem Bahnhofplatz teilweise getarnt unter den Bäumen. Diese schweren Waffen erzeugten ein besonderes Interesse bei uns Jugendlichen. Immer wieder gab es Neues und Interessantes zu sehen und zu erleben. Auf dem Verladebahnhof Hüls wurden öfters Truppen mit ihren Waffen verladen. In der Freizeit waren wir mit dem Fahrrad ständig unterwegs zu den Soldaten.

Unser Gerhard wurde als nächster von unserer Familie im Juli 1940 eingezogen. Er kam nach Detmold und nach der Grundausbildung nach Warschau. Nun musste ich nach der Schulzeit noch mehr dem Vater helfen, und es blieb mir weniger Zeit, um zu den Soldaten zu laufen. Gerhard hatte mir vorher noch gezeigt, wie man Gewinde auf die Wasserleitungsrohre schneidet und wie man die Schneidbacken auswechselt an der Gewindekluppe. Auch nahm Vater mich gelegentlich mit auf die Dächer, um Handreichungen zu machen. Er wollte mich langsam an das nicht ungefährliche Klettern auf den Dächern gewöhnen, denn nun erwartete er von mir, dass ich nach der Schulentlassung auch die Lehre als Dachdecker bei ihm antreten würde. Mittlerweile hatte Aachen und auch Eilendorf die ersten Bombenabwürfe erlebt. Der Krieg war spürbar näher gerückt. Bei Fliegeralarm ging trotzdem bei uns keiner in den Keller, denn Fliegeralarm bedeutete nicht gleich Bombenabwurf. Vater stand immer als Erster auf, um die Lage zu beobachten und uns, wenn es wirklich brenzlich wurde, zu alarmieren. So war es dann auch in der Nacht zum 18. August 1940. Vater fiel dabei die unbeleuchtete Treppe hinunter und verstarb an den Folgen des Sturzes am 23. im Krankenhaus. Mutter stellte danach für Gerhard einen Freistellungsantrag, der auch bewilligt wurde. Gerhard kam zu unserer Freude nach Hause und führte das Geschäft weiter. Nach 7 Monate wurde die Freistellung aufgehoben und er musste wieder zu unser aller Betrübnis zurück zu den Soldaten.

Von Beginn des Krieges an herrschte absolute Verdunkelungspflicht. Die Polizei kontrollierte die Einhaltung. Verstöße wurden mit 3,- RM bestraft. Damit die Leute in der Dunkelheit auf der Straße sich nicht gegenseitig umliefen, trugen viele eine Phosphor- Leuchtplakette von ca 3 cm Durchmesser mit Anstecknadel. Die Plakette leuchtete nur, wenn sie eine kurze Zeit lang ins Licht gehalten worden war.

Lehrzeit.

Zu Ostern 1941 sollte ich aus der Schule entlassen werden. Schon einige Monate vorher musste ich mich entscheiden, welchen Beruf ich erlernen wollte. Es wurde viel hin und her diskutiert. Das elterliche Geschäft ruhte auf unabsehbarer Zeit. Außerdem hatte ich auch keine Lust, den gefährlichen Beruf des Dachdeckers zu erlernen, der außerdem auch noch ständig Wind und Wetter ausgesetzt ist. Willi meinte, ich soll etwas mit Zeichnen lernen, das ich auch gut konnte. Das gefiel mir schon viel besser. Durch das Arbeitsamt erhielt ich ein Vorstellungsgespräch als Techn. Zeichner bei der Maschinenfabrik Heusch & Co. in Aachen an der Peliserkerstraße. Mit Mutter fuhr ich dorthin und wurde auch gleich angenommen. Es war ein mittelgroßer Betrieb mit etwa 50 Beschäftigten in Büro und Werkstatt. Gebaut wurden hier Kräne, Aufzüge und Transportanlagen, hauptsächlich für die Kalkindustrie. Zum Betrieb fuhr ich mit der Straßenbahn bis zur Gelben Kaserne (heute Kennedy-Platz). Dann ging ich zu Fuß bis zur Peliserkerstraße. Die Berufsausbildung dauerte 3 Jahre. Im ersten Lehrjahr musste ich in der Werkstatt arbeiten und erhielt die gleiche Ausbildung wie die Schlosserlehrlinge. Die Arbeitszeit war von 7 bis 17 Uhr, samstags bis 13 Uhr. Anschließend mussten wir Lehrlinge eine Stunde lang die Werkhallen aufräumen und kehren. Die Lehrlinge hatten morgens eine viertel und mittags dreiviertel Stunde Pause. Eine Werkskantine gab es nicht. In einem Gemeinschaftsraum wurde Kaffee ausgeschenkt. Wer mittags warmes Essen haben wollte, musste sich das in einem "Henkelmann" (Mitschen) von zu Hause mitbringen. Die Lehrlinge mussten eine Stunde vor Pausenbeginn die "Henkelmänner" alle einsammeln und zum Aufwärmen in ein heißes Wasserbad stellen.

Es gab eine kleine Lehrwerkstatt über der Meisterbude. Vom Lehrmeister Hilgers, (genannt der Stups) gab es Ohrfeigen und Fußtritte, wenn wir einen Bohrer oder einen Börner (Gewindeschneider) abgebrochen hatten. Nach 3 Monaten Grundausbildung kam ich für 3 Monate in die Dreherei und dann 3 Monate an die Hobelbank. Danach für 3 Monate bei einem Monteur im Außendienst. Danach kam ich dann endlich ins Büro. Die Arbeitszeit war hier von 8 bis 18 Uhr. Mittags war anderthalbe Stunde Pause. Dann konnte ich zum Mittagessen nach Hause fahren. Zur Weiterbildung besuchte ich an 3 Abenden in der Woche Kurse in techn. Zeichnen und Algebra an der Gewerbeschule in der Martinstraße. Die Abendschule begann im Sommer um 19 Uhr und endete um 21 Uhr. Nach getaner Arbeit ging ich zu Fuß zur Martinstraße. Im Winter war die Abendschule von 18 bis 20 Uhr. Es kam häufig vor, dass noch vor Schulschluss Fliegeralarm kam. Normalerweise

mussten dann alle den Luftschutzkeller aufsuchen. Der jugendliche Leichtsinn verführte mich und noch 2 andere Schulkameraden, die den gleichen Weg hatten, dazu, zu Fuß den weiten Heimweg nach Eilendorf anzutreten. Wir mussten aufpassen, dass wir keinem Polizisten begegneten, denn es war strafbar, bei Fliegeralarm auf die Straße zu gehen. Die Strafgebühr betrug 2,- RM. Sobald die Flak schoss, mussten wir vor herabfallenden Granatsplittern in einer Türnische Schutz suchen.

Die Betriebe mussten außerhalb der Arbeitszeit eine Luftschutzwache stellen. Obermeister Houben war Werkluftschutzleiter und freute sich, dass er durch die Einstellung neuer Lehrlinge nun zusätzliche Leute für die Luftschutzwache zur Verfügung hatte. Gleich vom ersten Tag an wurde auch ich dazu eingeteilt. Bei der Betriebsgröße mussten mindestens 4 Leute ständig anwesend sein. Jugendliche unter 16 Jahre durften nur zur Tagwache zwischen 7 und 20 Uhr eingesetzt werden, ältere auch zur Nachtwache. Das bedeutete für mich entweder Samstag- oder Sonntagnachmittag von 14 bis 20 Uhr oder Sonntagmorgen von 8 bis 14 Uhr Einsatz. Sobald ich 16 Jahre alt geworden war, musste ich zweimal in der Woche Nachtwache machen, die um 20 Uhr begann. Für den Mehraufwand an Verpflegung gab es ein kleines Entgelt. Aber wichtiger als das Geld waren für Mutter die zusätzlichen Brot- und Fleischmarken. Im Gemeinschaftsraum waren 2 Stockwerkbetten für die Übernachtung aufgestellt. Da aber jede Nacht ein anderer in den Betten schlief, war mir das nicht geheuer und ich bevorzugte es deshalb, auf einer Tragbare im kalten Luftschutzkeller zu schlafen. Durch die Wachen wurde die Freizeit stark eingeschränkt. Außerdem musste ich noch an einem Abend und am Sonntagmorgen am HJ-Dienst teilnehmen. Aber Luftschutzwache und Abendschule hatten immer Vorrang, so dass der HJ-Dienst immer zurückstehen musste.

Anfang 1943 musste eine in der Firma fertig gestellte Beschickungsanlage (Schrägaufzug) für einen Schachtofen in einem Kalkwerk in Norwegen an Ort und Stelle montiert werden. Das Werk war 50 km nördlich von Oslo. Monteur Jakob Kramer sollte die Anlage dort montieren. Deutschland war, wie bereits erwähnt, zu dieser Zeit Besatzungsmacht in Norwegen. Kalk war für die Stahl- und Zementerzeugung ein wichtiger Rohstoff. Wegen der Sprachschwierigkeiten mit einheimischen Hilfskräften bei der Arbeit wollte er eine Hilfskraft aus dem Betrieb mitnehmen. Warum ausgerechnet ich dazu ausgesucht wurde, war mir unerklärlich. Zuerst war ich hoch erfreut und begeistert, aber dann hörte ich die Bedenken der Mutter, die dann alleine mit der kleinen Schwester war. Unser Willi war zwischenzeitlich auch zum Wehrdienst

eingezogen worden. Meine 3 älteren Brüder waren Soldat, der Vater bei einem Fliegeralarm tödlich verunglückt, und nun musste sie sich auch noch um mich Sorgen machen. Trotzdem gab es keinen Widerspruch und ich musste dann bis zur Abreise noch eine zeitlang bei dem Monteur in der Werkstatt arbeiten, damit wir uns besser kennen lernten. In der Zwischenzeit wurde der Reisepass und eine Durchlassgenehmigung für Dänemark beantragt. Nach ein paar Wochen wurde die Reise abgesagt, weil das Kalkwerk von den Engländern schwer bombardiert worden war. Am glücklichsten darüber war Mutter und meine Freundin Ria. Ich konnte dann auch wieder im Büro arbeiten.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1943 erlebte Aachen einen schweren Terrorangriff von etwa 200 englischen Flugzeugen. Dabei wurden 480 Spreng-, 110.000 Brandbomben, 26 Luftminen und 21.000 Phosphor-Brandkanister abgeworfen. Es gab 294 Tote und 745 Verletzte (Zahlen lt. "Geschichte Aachens in Daten"). In dieser Nacht hatte ich Luftschutzwache in der Firma. Wir mussten während des Angriffs mehrere Stabbrandbomben in den Werkhallen und auf dem Dach mit Sand löschen. Glücklicherweise war ein Phosphorkanister, der in einer Halle lag, nicht explodiert. In der Peliserkerstraße und auf dem Betriebsgelände lagen noch einige Brandkanister, die aber nicht explodiert waren. Da keiner wusste, ob die Langzeitzünder hatten, habe ich Schilder mit der Aufschrift "Vorsicht Blindgänger" gemalt und in der Peliserkerstraße aufgehängt. Über der Stadt entwickelte sich ein gewaltiger Feuersturm, der uns beinahe vom Dach wegfliegen ließ. Als Anerkennung für die Löscharbeiten erhielt jeder der Nachtwache 30 RM von der Firmenleitung.

Bei diesem Angriff waren auch in Eilendorf mehrere Spreng- und Brandbomben gefallen. In der Marienstraße war eine Luftmine explodiert. Sie zerstörte die Häuser Nr. 6 bis 20 so stark, dass einige abgerissen werden mussten. Auch im größeren Umkreis waren von den Dächern die Dachziegel weggeflogen und viele Fensterscheiben zu Bruch gegangen. An der Linde waren Brandbomben gefallen. Der Saal und die Wirtschaft "Lindenhof" (Vinken) brannten ab. Das Wohnhaus der Familie Capellmann brannte ebenfalls ab. Tote und Verletzte gab es nicht. Mutter hatte bei dem Angriff alleine mit der Betti im Keller gesessen und sich um mich, da ich ja in der Stadt war, große Sorgen gemacht. Zwischenzeitlich telefonieren konnte man nicht. Sie lebte in Ungewissheit bis ich abends nach Hause kam. Noch in der Nacht wurden alle Hilfskräfte mobilisiert, um zu retten, was zu retten war, und zu reparieren, was zu reparieren war. Ich war damals im HJ-Schnelldienst und wurde sofort eingesetzt, als ich abends aus der Firma nach

Hause kam. Drei Tage dauerte der Einsatz. Ich bekam danach eine Bescheinigung und war von der Arbeit bei der Firma für diese Zeit befreit.

Durch die vielen Fliegeralarme bei Tag und bei Nacht wurde den Jugendlichen und Erwachsenen manche Stunde Schlaf geraubt. Hierdurch war ein Absinken der schulischen und beruflichen Leistungen zu verspüren. Der Mangel an Lehrkräften, die auch von den Einberufungen nicht verschont blieben, machte sich ebenfalls durch Ausfall von Schulunterricht bemerkbar. Aus Zeitmangel machte ich die Aufgaben für die Berufsschule und das Schreiben des Werk-Berichtsheftes während des Fliegeralarms in unserer Küche, während Mutter mit der kleinen Schwester im kalten Keller saß.

Im Frühjahr 1944 machte ich dann meine Prüfung als Techn. Zeichner. Die schriftliche Prüfung war in einem Gebäude der Deutschen Arbeitsfront in Aachen in der Wilhelmstraße. Die praktische in Stolberg bei der Firma Prym und die mündliche bei der Firma Feldtrupp auf der Jülicherstraße. Die Prüfung bestand ich mit dem Gesamtprädikat "Gut". Vier Tage nach Beendigung der Lehrzeit wurde ich zur Reichsarbeitsdienst-Flak (RAD-Flak) in Köln eingezogen. Damit war die Jugendzeit vorbei. Nach Kriegsende wurde ich am 12. Juni 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft in Remagen und Sinzig entlassen. (dazu der [Bericht von Peter Ortmanns über seine Zeit als gerade 17jähriger Flak-Soldat in Köln](#))